Nr. 3 | Leipzig, den 20. Januar | 1889

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Abonnementspreis:
Vierteljährlich 1 Mark 50 Pf.

Dritter Jahrgang
(Post-Zeitungskatalog Nr. 1293)

Insertionsgebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Das neue Gebot der Liebe — Glaube und Dogma: 3. Für das Dogma — Das innere Leben der Gemeinde und der Gemeindekirchenrat. Aus Berlin — Geistliches Verständnis Shakespeares bei Robertson: 2. Die religiöse Bedeutung Shakespeares — Der Kongreß der englischen Staatskirche zu Manchester — Aus Italien: Deutsche Weihnachten in Florenz; S. Antonio; Eine Paderborner Broschüre — Römisches und Protestantisches: Römisches Bistum in Berlin; Bonifazius-Antiquariat; Ein „unparteiisches" Konversationslexikon; Ein neues Unternehmen des Vereins für Reformationsgeschichte; Bund evangelischer Studirender zu Berlin; Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes; Ein protestantisches Wort Friedrich Wilhelms IV. — Innere Mission: Landesverein für innere Mission in Baden; Pflegerhaus in Hubertusburg; Kaiserfestzeitung — Anzeigen

Das neue Gebot der Liebe

Und ich will euch noch einen köstlichern Weg zeigen. Strebet nach der Liebe! 1. Kor. 12, 31. 14, 1

„Brüder, ich schreibe euch nicht ein neues Gebot, sondern das alte Gebot, das ihr habt von Anfang gehabt. Wiederum ein neues Gebot schreibe ich euch." So lesen wir von demselben Gebote der Liebe 1. Joh. 2, 7 und 8. Ja, es ist beides zugleich. Ein altes, von Anfang an: in unserm natürlichen Wesen liegt ein Trieb, der uns lieben heißt, Dankbarkeit lehrt gegen unsre Wohlthäter, für gute Schickungen, Hingabe an diejenigen, mit denen wir zur Lebensgemeinschaft verbunden, die uns zur Pflege anvertraut sind. Aber doch wieder neu ist es, ein Gebot ist es, sofern es unser ganzes inneres und äußeres Leben beherrschen, sofern es nicht bloß denen gegenüber gelten soll, die uns zur Liebe reizen, sondern ein bewußtes, gewolltes Verhalten gegen Gott und alle Menschen ist.

Als ein altes Gebot bezeichnet es Jesus selbst in einem andern, geschichtlichen Sinne. Dem Schriftgelehrten, der ihn nach einer kurzen Anweisung zum seligen Leben frug, antwortet er Luk. 10, 26: Wie stehet im Gesetz geschrieben? Wie liesest du? Und dieser selbst muß das Doppelgebot der Liebe aus seinem Schatz als ein altes hervorholen. Ja, es war zu finden im alten Gesetz, bei Mose, aber an zerstreuten, nicht betonten Stellen: das eine 5. Mos. 6, 5, das andre 3. Mos. 19, 18, nicht als ein Doppelgebot, nicht einmal als das vornehmste Gebot. Im ganzen war die Gesetzgebung des alten Bundes auf bestimmte, einzelne Gebiete des handelnden Lebens gerichtet, auf das sichtbare Verhalten zu Gott und der Menschenwelt; sie kennt kein Gebot für die innerste Gesinnung, für das gesamte Leben, wie es von innen heraus geführt werden soll. Diese Vertiefung des sittlichen Lebens zu einem Handeln, das vom innersten Mittelpunkte des Lebens in Gott strahlenförmig ausgeht, und diese innige, organische Verbindung der Pflichten der Frömmigkeit und Sittlichkeit: das andre aber ist dem (vornehmsten) gleich — dies ist das neue Gebot, womit das alte erst erfüllt wird.

Für die Heidenwelt nun gar war es ein völlig neues Gebot. Wir finden wohl vereinzelte Dichterstimmen bei den Griechen, die aus den natürlichen Trieben der Kindes-, Bruder- und Freundesliebe bestimmte Forderungen für das gesamte sittliche Verhalten ableiteten; aber der Liebe, die sie in ergreifenden Verkörperungen predigen, fehlt die Ausdehnung über die natürlichen Beziehungen und Gegenstände der Sympathie, es fehlt ihr noch mehr die Beziehung auf den Gott, der uns und alle, gleichwie uns, zuvor geliebt.

Es war ein reichbegabtes, hochgebildetes Volk, dem der Apostel diesen neuen, schlichten Weg der Liebe weist. Da war viel Streben nach den besten Gaben, nach Durchbildung des Geistes mit allem, was wohllautet, eine Tugend, ein Lob ist; der Apostel kann ihnen sagen: Wir haben alle das Wissen; er kann in seinen Briefen anknüpfen an eine Fülle natürlicher Gaben und tieferer Einsichten. Aber wie das Kulturleben des edeln Volkes zu Grunde ging an der Ueberbildung, die in Selbstgefälligkeit vergaß, die Schäden des armen, ungebildeten Volkes mit Liebe zu bessern, so drohte wiederum in der Korinthischen Gemeinde die Begabung der schlichten Ausübung der Nächstenliebe, die Starkgeistigkeit den Schwachen im Geiste zum Verderben zu geraten. Es war an der Zeit, die Liebe, die gewiß da und dort in manchem reichen Gemüte, in manchem edeln Freundeskreise ungesuchte Blüten trieb, als Kern und Stern des ganzen Christenwandels zu verkündigen. Strebet nach den besten Gaben. Aber ich will euch noch einen köstlicheren Weg zeigen: Strebet nach der Liebe! Das ist das Neue für sie, daß sie streben sollten nach einem Verhalten, das sie von selbst übten, wo Anlaß dazu war. Das machte die Liebe aus einem natürlichen Triebe und Drange zu einem Gegenstande des Wollens, zu einer Pflicht!

Ists nicht auffallend, daß gerade dieser Apostel uns den Weg der Liebe weist? Man hat sich gewöhnt, in Johannes den Apostel der Liebe zu sehen; in Paulus erbaut uns mehr die Glaubenskraft, die Erkenntnistiefe, die Aufopferung für seine Ueberzeugung. Aber um so bedeutsamer ist uns dies Zeugnis: er, in dem das Männliche das Weibliche weit überwog, der ausgezeichnet war durch die männlichen Tugenden der Kraft, des Mutes, der Selbständigkeit, er, der sich berufen fühlte, seine Glaubenskraft der versunkenen Welt mitzuteilen als eine rettende Gotteskraft — gerade er preist am höchsten die Liebe! Er, der reichbegabte, der uns durch sein gewaltiges Beispiel antreibt, immer tiefer zu bohren in Erkenntnis, immer reicher zu werden an geistigen Gaben, achtet sie für nichts im Vergleich mit der Liebe, der Kraft des Herzens! Gerade im Munde dieses geistes-, glaubens- und hoffnungsstarken Apostels verliert der gewaltigste Hymnus auf die Liebe allen Schein der Ueberschwänglichkeit. Es erkennt eben der Herr die Seinen, mag sonst ihre Begabung noch so verschieden sein, allein an der Liebe, die Seiner Liebe Frucht ist; und auch der Theologe unter seinen Jüngern verdankt, daß er mehr gearbeitet als sie alle, gewiß mehr der heldenhaften Energie seiner Liebesgesinnung, als der charaktervollen Geschlossenheit seiner Welt- und Gottesanschauung.

Wenn wir es nun in den folgenden Betrachtungen unternehmen, diesen neuen Weg der Liebe zu erklären, diesen Hymnus, der zu jedem Herzen ohne weiteres spricht, im einzelnen zu erläutern, so wissen wir wohl, daß viele darüber den Kopf schütteln: was fürs warme Herz geschrieben, könne durch verständige Aus-

einandersetzung nur an Kraft und Wärme verlieren! Aber wie viel wird von christlicher Liebe geredet, wie viel geschwärmt für dieses Kapitel 1. Kor. 13, ohne daß daraus eine Kraft fürs Leben, ein Streben nach der Liebe entsteht! Zu bewußtem Streben gehört Selbsterkenntnis und auseinanderhaltendes, unterscheidendes Erkennen des Gesollten. Kann ein christlicher Charakter dessen entraten? Soll Liebe denn nichts weiter sein, als eine innige, doch unbestimmte Empfindung? Wir sollen streben nach der Liebe, die der Apostel meint! So muß sie ein klar unterschiedenes Ziel unsers Lebens sein, auf das wir losarbeiten können, und vor allem auf das hin wir den Herrn an uns arbeiten lassen!

Was wir also erkennen wollen, das ist die Liebe als eine Kraft, die Liebe als des Gesetzes Erfüllung, die Liebe als das neue und doch alte Gebot. Nämlich beides muß uns klar werden: sowohl daß diese Liebe entspricht einem natürlichen Triebe und Drange unsers Wesens — ein Keim des Ewigen, der in jede Brust gelegt ist und schon in natürlichen Verhältnissen, in Ehe, in Kindesliebe, in Vaterlandsliebe uns über unsre Selbstsucht hinaushebt —, als auch, daß die christliche Liebe nur durch und in Christus lebendig wird. Man sagt wohl, daß keine Aussaat Christi reichlicher in der Welt aufgegangen sei als die Saat der Liebe, und auch, wo christlicher Glaube fehlt, wird viel geredet von christlicher Liebe: sie möchte man nicht missen, so wenig man sonst von bewußtem Christentume bewahrt. Das ist eine Verflachung des Begriffes Liebe, die oft mit Gutherzigkeit und Wohltätigkeit, mit einem freundlichen, teilnehmenden Wesen verwechselt wird. Aber sie umfaßt unendlich mehr, muß auch tiefer gegründet sein. Es ist für die Erklärung unsers Kapitels von der größten Wichtigkeit, daß wir unter der Liebe, davon es ganz allgemein redet, immer zugleich die Liebe Gottes und des Nächsten verstehn, die Liebe zu den Brüdern nur so verstehn, wie sie gewurzelt ist in der Liebe Gottes, in dankbarer Gegenliebe der Liebe, die der Vater in Christus uns erwiesen hat. Christliche Liebe — das zu lebendigem Verständnis zu bringen, ist uns in den folgenden Betrachtungen die Hauptsache — ist aber nichts andres als die Liebe Christi, die wie ein elektrischer Strom unser Innerstes bewegt; ist nur die Liebe, die Seiner Liebe Frucht ist, Seiner Liebe gleicht. Sie geht also hindurch durch das Herz des Heilands, und was der Apostel hier fordert, das ist erfüllt in dem Worte: Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir.

O B

Glaube und Dogma

3. Für das Dogma

Wollen wir jetzt für das Dogma eintreten, so müssen wir etwas andres darunter verstehn, als was wir bis jetzt bekämpften. Sonst würden wir Ja und Nein in einem Atem sagen. Ja und Nein ist aber keine gute Rede. Was heißt denn das: das Dogma, ein Dogma?

Wir verstehen insgemein darunter eine Lehre, welche gelten soll. Und zwar haben wir dabei eine Gemeinschaft als den Geltungsbereich der Lehre im Auge. Das kirchliche Dogma ist die Lehre, welche in der Kirche gelten soll, die Wahrheit, welche sie als die göttlich gegebene glaubt, bekennt, verkündigt, von welcher sie sagt, daß sie alle Menschen angehe, allgemeingiltig sei, die Wahrheit schlechtweg. Haben wir uns vorhin wider das Dogma erklärt, so meinten wir damit eine bestimmt umschriebene geschichtliche Größe, das gegebene Dogma, die heute noch offiziell herrschende Lehre der christlichen Kirche. Denn eben von ihr gilt alles, was wir geltend gemacht. Treten wir jetzt für das Dogma ein, so nehmen wir es in einem ganz allgemeinen Sinne und verstehen darunter: eine Lehre, welche in der christlichen Kirche gelten soll. Was wir meinen, ist, daß der christliche Glaube von selbst und notwendig zu einer Lehre führt, daß die kirchliche Gemeinschaft eine Lehre, welche gelten soll, also ein Dogma im eigentlichen Sinne, nicht entbehren kann, daß auch die evangelische Kirche und gerade sie mit ihrem Bestande auf ein solches Dogma angewiesen ist. In dem allen treten wir in Widerspruch mit Dreyer, verteidigen wir das Dogma gegen das „undogmatische Christentum.“

Zunächst also, der Glaube führt von selbst zur Lehre. Denn der Glaube ist immer zugleich Erkennen. Vollends in einer geistigen Religion, wie es die christliche ist, hat das seine Giltigkeit. Auch ist es dieses Moment, welches nach unserm Sprachgefühl im Begriffe des Glaubens nicht bloß mitgesetzt ist, sondern vorwiegt. Glauben ist Fürwahrhalten und also im Sinne des Gläubigen Erkenntnis. Man braucht im täglichen Leben, in der praktischen Verkündigung viel weniger dem Mißverständnis zu wehren, der Glaube schließe das Erkennen aus, als dem andern, er sei nichts als eine Form des Erkennens, ein Fürwahrhalten ohne objektiv nötigende Gründe. Ein Mißverständnis nenne ich eins wie das andre, auch und vor allem die letztere Ansicht. Und dem stimmt jeder zu, der etwas vom Glauben weiß oder erlebt hat. Was das Neue Testament Glauben nennt, ist nicht vor allem Fürwahrhalten, sondern Vertrauen, Vertrauen auf Gott und seine Gnade. Er ist eine innere Haltung, ein inneres Verhalten, an welchem Gemüt und Wille viel wesentlicher beteiligt sind, als der Verstand. Aber er schließt den Gedanken ein, den Gedanken von Gott und seinem Verhalten zu mir. Und zwar so, daß ich voraussetze, dieser Gedanke sei wahr, er entspreche der Wirklichkeit. Von dem bestimmteren Inhalte dieses Gedankens hängt mein Glaube, gerade sofern er eine innere Haltung ist, ab. Oder umgekehrt: der Glaube kommt in dem Inhalt des Gedankens zum Ausdruck. Einerlei, jedenfalls hängt beides innerlich und notwendig zusammen. Im fröhlichen und zuversichtlichen Heilsglauben herrscht der Gedanke an den gnädigen Gott, der sich in Christo meiner erbarmt hat. Im bußfertigen Glauben herrscht der Gedanke an den heiligen Gott, an die Majestät seines heiligen Willens, wider die ich gesündigt. Und beide Male zweifelt der Glaube nicht, daß der Gedanke wahr ist. Wenn ich daran zweifelte, so würde mein Glaube unsicher. Würde der Zweifel zur Gewißheit, so wäre es mit dem Glauben vorbei. Also ist der Glaube immer zugleich Erkennen. Und wenn und wo er das nicht mehr ist, hat er überhaupt zu sein aufgehört.

Du magst sagen: ja, aber ich weiß nichts von einem gnädigen oder heiligen Gott ohne meinen Glauben. Daß ich ihn so erkenne, ist nicht der Grund meines Glaubens. Vielmehr verhält es sich umgekehrt: jene innere Haltung, das, was den Anteil des Gemütes und Willens am Glauben ausmacht, das liegt dem Gedanken zu Grunde. Und vielleicht hast du Recht daran. Aber es beweist in unsrer Frage nichts. Denn auch so bleibt es bei dem innern und notwendigen Zusammenhange des Gedankens, des Erkennens mit jenem andern praktischen Elemente des Glaubens. Und du magst analysiren, zerlegen, so viel du willst, du kommst um diese Thatsache nicht herum. Du magst fragen bei den Gläubigen aller Zeiten, sie werdens dir alle bestätigen. Vielleicht die Philosophen und Theologen nicht alle. Allein, auf deren Urteil kommt es in solchen Fragen am wenigsten an. Ihr Urteil wird gar leicht durch irgend welche theoretischen Voraussetzungen mitbestimmt, die sie an die Sache heranbringen, an ihr durchführen wollen. Kompetenter ist das einfach fromme, gläubige Gemüt. Und das hat es niemals anders gewußt, als daß der Glaube zugleich Erkennen ist.

Daß Gott der Gegenstand dieses Erkennens ist, darauf weisen bereits die eben gewählten Beispiele hin. Es gilt aber nicht bloß von den in ihnen erwähnten Erlebnissen des Glaubens. Es gilt allgemein. Die Erkenntnis des Glaubens ist Gotteserkenntnis. Alles, was er sonst erkennt, ist in und mit der Gotteserkenntnis gegeben und wird daraus abgeleitet. Und nun erwäge man wohl, was das bedeutet. Der Gottesgedanke ist der letzte und höchste Gedanke, welchen der menschliche Geist erreicht. Er ist es auch auf dem Gebiete des Erkennens. In und mit der Gotteserkenntnis ist die letzte und höchste Erkenntnis aller Dinge gegeben. Ich kann nicht behaupten, im Glauben Gott zu erkennen, ohne damit zu sagen, daß mir in ihm gegeben ist, was meine Erkenntnis überhaupt erst vollendet. Der Glaube tritt in eine Reihe mit andern Versuchen, welche die Menschen gemacht haben und machen, in das Wesen aller Dinge einzudringen, Ursache und Zweck derselben zu ergründen. Er thut

es in der Weise, daß er die Wahrheit zu sein behauptet unter Ausschluß und Ablehnung aller Erkenntnis, die ihm widerspricht. Es ist also nicht etwas Beschränktes um diese Erkenntnis, etwas, was nur auf seinem Gebiete gilt oder zu gelten behauptet. Sie ist etwas Höchstes, Letztes, Allumfassendes, von einer Tragweite, die nicht überboten werden kann.

Wiederum ist die Erkenntnis des christlichen Glaubens eine entschiedene und scharf umrissene. Bleiben wir bei dem nächsten stehn, bei der Gotteserkenntnis. Der christliche Glaube erkennt Gott, daß er sei über die Welt erhabener persönlicher Geist. Er, der Glaube, ist an diese Erkenntnis gebunden. Ein Gott, der in der Welt beschlossen wäre, ein Allwesen, das sich in der Welt darstellt und darlebt, ist nicht der Gott des christlichen Glaubens. Der Christ weiß von einem ewigen Rufe dieses Gottes, der ihm geworden; er zweifelt nicht, daß ihm in seinem Gotte eine ewige Heimat behalten ist; es ist ihm eine innere Gewißheit, daß er zu einem Leben in Gott herankommen wird, das über den Streit und die Unruhe der Welt hinausliegt, mit ihrem Sein und Leben unverworren ist. Wie sollte er davon lassen können, daß der lebendige Gott, obwohl der allmächtige Herr dieser Welt und aller Welten, etwas andres ist als die Welt, über sie und ihr Leben unendlich erhaben? Und dann das zweite: er ist persönlicher Geist. Die höchste Energie persönlichen Wollens, das ist der allgemeine Gedanke von Gott, ohne den der christliche Glaube nicht bestehen kann. Denn das ist das höchste, was wir in uns selbst erleben. Wollten wir Gott anders denken, noch so groß, erhaben, majestätisch — wir würden uns unwillkürlich über ihn erheben und damit den Gottesgedanken auflösen, den Glauben aufgeben. Solange wir glauben, erkennen wir Gott als persönlichen Geist und Willen. Sagt man uns aber, das sei ein widerspruchsvoller Gedanke, hält man uns vor, der Mensch könne Gott nicht mit seinen Begriffen und Anschauungen umspannen, verlangt man daraufhin von uns, auf diesen bestimmten Gedanken von Gott zu verzichten, so antworten wir: das haben wir längst gewußt, habens auch mit allem Ernst in Bedacht genommen, aber es hindert uns nicht. Gewiß, wir stammeln, wenn wir von Gott reden. Alle stammeln, wenn sie es thun. Doch aber ist es die Wahrheit, die wir erfassen, erkennen. Gewiß, Gott ist unendlich größer als unsre Gedanken von ihm. Aber seine Größe, seine Erhabenheit liegt in der Linie, in die unsre Gedanken gehn. Und da es nun unter Menschen, die nicht ins Vermessene greifen, die stillschweigende Voraussetzung bleibt und bleiben muß, daß Gott größer ist als alle unsre Gedanken, so ist es nicht anders: wir erkennen Gott als persönlichen Geist. Das ist die adäquateste Erkenntnis von Gott, die es giebt. Wird sie aufgegeben, so ist es mit dem Christentume vorbei.

Und wohlverstanden, es ist der Glaube, der so denkt und redet. Es sind nicht Gedanken, die wir uns auf Veranlassung des Glaubens machen. Es ist der Glaube selbst. Es ist nicht eine Vorstellungsweise, die wir uns konzediren lassen wollen, um einem Bedürfnis des Gemüts zu entsprechen, während wir in andern Sphären des geistigen Lebens andern Gedanken nachgehn. Es ist die eine Wahrheit, die ewige, unverrückbare, von welcher der Glaube lebt. Sie ist, weil eben Sache des Glaubens, mit unserm persönlichen Sein und Leben verwachsen. Mit diesem Glauben würden wir uns selbst aufgeben. Zu diesem Gott rufen wir, ihm vertrauen wir, durch ihn überwinden wir die Welt. Das Verhältnis, das wir zur Welt einnehmen, nicht bloß bedacht und bewußt, sondern unwillkürlich und immer, würde ein andres werden, wenn wir diesen Gedanken aufgäben. Die Grundsätze, die wir zu befolgen trachten, die Ideale, die uns leuchten, die Art, wie wir uns selbst beurteilen und das, worin wir überhaupt die ihn auszeichnende Würde des Menschen erblicken, alles, alles würde mit diesem Gedanken verschwinden. So wenig ist das ein Zweites, Abgeleitetes, Sekundäres. So gewiß ist es in und mit dem persönlichen Glauben des Christen gesetzt und gegeben.

Aber dann führt auch dieser Glaube von selbst und ohne weiteres zu einer Lehre. Denn was der Glaube erkennt, das bekennt er auch. Und wenn wirs dann überlegt und bedacht aussprechen, was wir so erkennen und bekennen, wenn wir erwägen, daß der Glaube das alles als Wahrheit setzt, die eben als Wahrheit thatsächlich gewiß und für alle giltig ist — ja so haben wir daran eine Lehre. Nehmen wir hinzu, daß es ein ganzes System innerlich zusammenhängender Sätze ist, die sich auf diese Weise aus dem Glauben ergeben, so müssen wir urteilen: mit dem christlichen Glauben ist eine bestimmte Erkenntnis, die als Lehre ausgesprochen zu werden verlangt, da und gegeben. Das ist nicht ein Weiteres, erst noch Hinzukommendes, von dem man fragen kann, ob es sein solle oder nicht. Es ist etwas, was zu den notwendigen Lebensäußerungen und Lebensbedingungen des Glaubens gehört.

In der Kirche aber wird die Lehre zum Dogma. Denn was die Kirche zusammenhält, ihre Glieder unter einander verbindet, das ist vor allem der Glaube. Und zwar der gemeinsame Glaube. Dieser Glaube soll verkündigt, in diesem Glauben sollen die heranwachsenden Glieder der Kirche unterwiesen werden. Es giebt auch keine christliche Kirche, welche nicht eine Vorstellung davon hat, aus welchen Quellen der gemeinsame Glaube geschöpft werden muß, nach welchen für alle verbindlichen Normen er zu bemessen ist. Es giebt keine christliche Kirche, welche nicht eine Richtschnur aufstellt, nach welcher Verkündigung und Unterweisung sich richten soll, keine auch, in welcher sich diese Richtschnur nicht als Lehre darstellt. Und diese Lehre ist ihr Dogma.

Zeitweise kann das Dogma der Kirche unsicher werden. Manches, was früher galt, wird allgemein aufgegeben, über andres und nicht bloß über unwichtige Dinge gehen die Ansichten weit auseinander. Eine solche Zeit ist die gegenwärtige, wie vor Augen liegt. Wenigstens auf dem Boden der evangelischen Kirchen verhält es sich so; die katholische lebt unter andern Bedingungen. Da kann es denn schwierig werden, mit voller Entschiedenheit durchzugreifen und genau bestimmte Grenzen zu ziehn. Die Kirche muß laviren, sie muß durchzukommen sehn, so gut es geht, bis wieder andre Zeiten kommen. Aber der Kirche zumuten, daß sie überhaupt und prinzipiell auf ein Dogma verzichte, das ist ein Unding. Es heißt ihr zumuten, daß sie sich selber aufgebe. Wo dergleichen Forderungen auftreten und ein undogmatisches Christentum befürwortet wird, scheint es mir eine voreilige Folgerung aus einer augenblicklichen mißlichen Lage der Dinge zu sein. Es heißt, letzte Richtpunkte und Ziele aus dem entnehmen, was der Natur der Sache nach nur etwas Vorübergehendes sein kann. Vielmehr aber kommt es darauf an, sich nicht durch den Schein der Gegenwart täuschen zu lassen, sondern die gesamte geschichtliche Entwicklung zu überblicken und in das innere Wesen der fraglichen Zusammenhänge einzudringen. Geschieht das jedoch, dann lautet die Folgerung, die wir zu ziehen haben, ganz anders. Nämlich so: es kommt alles darauf an, diese unnatürliche Lage zu beseitigen; wir müssen alle Kräfte anspannen, um den normalen Zustand wieder herzustellen.

Und kann nun eigentlich im Ernst eine Meinungsverschiedenheit darüber bestehn, daß es so ist? Giebt es irgend jemanden, welcher meint, daß in der Kirche alles zu verkündigen gestattet sei, wozu der einzelne sich etwa gedrungen sehn möchte? Giebt nicht jeder zu, daß irgendwelche Grenzen gezogen werden müssen? Nun wohl, dann muß die Kirche diese Grenzen aber auch bezeichnen und darüber wachen, daß sie eingehalten werden. Und wenn das geschieht, so hat sie daran ein Dogma, eine Lehre, welche gelten soll. Es kann sich im Ernst nicht fragen, ob oder ob nicht, es kann sich nur fragen, wie und in welcher Ausdehnung.

Wiederum, sollte es das Wünschenswerte oder Erstrebenswerte sein, daß sich die Kirche in ihrem Dogma auf die großen Grundzüge, auf das Allgemeinste beschränkt? Ich frage nicht, was heute möglich oder was heute unvermeidlich ist. Es handelt sich um das zu erstrebende Ideal. Und für dieses die Regel aufstellen, es sei am Allgemeinsten genug, heißt das Christentum seines Salzes und seiner Kraft berauben. Gerade im Gegenteil gilt, daß das Dogma genau so weit reichen muß, als die Kirche eine Wahrheit zu verkündigen hat. Es geht nicht an, diese Wahrheit zum Teil zu formuliren, zum andern Teil aber dem beliebigen Ermessen der einzelnen zu überlassen. Das Not-

wendige ist hier das Ganze, nichts drüber, aber auch nichts drunter. Sonst verzichten wir darauf, daß die Wahrheit, in welcher und von welcher der Glaube lebt, aus Gott stammt. Aber das kann die Kirche nicht. Mag man den gegenwärtigen Verhältnissen Rechnung tragen, soweit es nötig ist — das Ideal muß sein und bleiben: die reine Lehre nach Gottes Wort. Es geht nicht an, auf das Dogma zu verzichten. Denn der Glaube ist nicht ohne die Wahrheit, die er bekennt. Und die Wahrheit ist nur Eine. Es giebt da keine Parallelformulare. Eine Gleichberechtigung der Richtungen oder wie man es nennt, als Ideal aufstellen, zum Prinzip machen, ist ein Widerspruch in sich selbst.

Ganz besonders aber ist zu betonen, daß alles, was jetzt gesagt wurde, nicht bloß auch, sondern erst recht von der evangelischen Kirche gilt. In der katholischen Kirche liegen die Dinge anders. Zwar kann auch diese ein Dogma nicht entbehren, für das sie allgemeine Anerkennung fordert. Aber das Dogma nimmt in ihr eine andre Stellung ein. Es kommt für sie, mehr noch als auf den Inhalt der Lehre, auf die überlieferte heilige Formel als solche an. Denn mit dieser hängen ihre kultischen Einrichtungen aufs engste zusammen; die Formel selbst ist ein Bestandteil des Gottesdienstes. Und sie rechnet nicht auf Verständnis oder persönliche Aneignung durch den Glauben. Es fällt also weg, was den Inhalt zur Hauptsache macht, die Form als nebensächlich erscheinen läßt, soweit sie nicht den Inhalt berührt. Statt dessen fordert sie Anerkennung, Verehrung, heilige Scheu vor der in der Kirche gegebenen Wahrheit. Unter diesem Gesichtspunkte wird aber die feste, unveränderliche Form zur Hauptsache. Wer die überlieferte Lehre antastet, greift sakrilegisch die Heiligtümer der Kirche an. Veränderung ist hier nur möglich, indem Zusätze gemacht werden, ein neuer Aufbau dem alten Gebäude hinzugefügt wird. Und auch das nur unter dem Vorgeben, daß es immer schon so gemeint gewesen. Dergestalt steht die Sache ganz anders auf katholischem als auf evangelischem Boden. Nur auf letzterem ist es möglich, das gegebene Dogma in Frage zu stellen und doch zu betonen, daß in der Kirche ein Dogma sein müsse.

Wichtiger noch ist etwas andres. Es ist früher erwähnt worden, und auch das eben Gesagte hat wieder daran erinnert. Das Dogma hat in der katholischen Kirche gar nicht dieselbe Bedeutung wie in der evangelischen. Kultus und kirchliche Organisation stehen hier in erster Reihe, das Dogma tritt dahinter zurück. In der evangelischen Kirche verhält es sich umgekehrt. Hier treten Kultus und kirchliche Organisation zurück. Hier ist der Glaube und darum die Lehre und darum das Dogma alles.

Oder nicht? Ja, worin besteht denn der Kultus unter uns? Die Predigt des Wortes Gottes bildet in unbestrittener Weise den Mittelpunkt desselben. Sie soll eine Verkündigung sein, welche aus dem Glauben kommt und daher den Glauben weckt, nährt, erhält. Aber der Glaube hängt in der eben beschriebenen Weise mit der Lehre, mit dem Dogma zusammen. Das Bekenntnis des Glaubens enthält ohne weiteres Lehre und führt dazu. Deshalb hat hier die Lehre eine den Kultus beherrschende Bedeutung gewonnen. Und es kommt alles darauf an, daß es die reine Lehre sei nach Gottes Wort. Denn nur von ihrer Verkündigung kann die Pflege des wahren seligmachenden Glaubens erwartet werden. Auch die heiligen Handlungen, die Sakramente wenden sich in der evangelischen Kirche an den Glauben. Die Kirche muß daher ihren geistigen Inhalt erklären; sonst können sie nicht mit dem Glauben angeeignet werden. Diese Erklärung ist aber wieder Lehre, Dogma in irgend einer Form. Und an dieser Bedeutung der Lehre für den protestantischen Kultus läßt sich nichts ändern. Gewiß ist nichts gegen den Versuch einzuwenden, die liturgischen Elemente des Kultus auszubauen und zu pflegen, wenigstens nicht, soweit das ästhetische Element durchaus dem gottesdienstlichen Zwecke untergeordnet bleibt. Aber die Predigt und das Bekenntnislied der Gemeinde müssen der Mittelpunkt bleiben. Das heißt, es hat bei der maßgebenden Bedeutung der Lehre sein Bewenden. So ist es thatsächlich. Und ein begründeter Einwand dagegen ist nicht möglich. Man müßte denn zu den gottesdienstlichen Formen des Katholizismus zurückkehren wollen, was auf dem Boden

des Protestantismus aber immer nur die Schrulle einzelner bleiben wird.

Nicht anders verhält es sich mit der kirchlichen Organisation, mit Gemeindezucht und kirchlicher Ordnung auf evangelischem Boden. Soweit es sich um Zwang und rechtliche Formen dabei handelt, hat die Kirche der Reformation dies alles aufgegeben und in die Hände der weltlichen Obrigkeit gelegt, indem sie dieser innerhalb der Kirche als der christlichen Gesellschaft auf Erden ein bedeutsames Amt und wichtige Funktionen zuschreibt. Was sie behalten hat und übt, ist auf die Freiheit gestellt. Mehr und mehr hat es sich so gestaltet. Auch wer es beklagt, muß die Thatsache anerkennen. Auch wer es ändern möchte, wird, daß das geschieht, kaum von der Zukunft zu hoffen wagen. Ist aber dies alles hier auf die Freiheit gestellt, so tritt es damit gleichfalls in das Gebiet des Glaubens. Daß nun deshalb irgendwelche ausgeführte Lehre dafür maßgebend sei, ist allerdings nicht zu behaupten. Wohl aber die Grundsätze der christlichen Weltanschauung und Lebensordnung, die eingeschärft und in Freiheit anerkannt werden sollen. Fragen wir jedoch wieder nach deren Zusammenhang und Begründung, so sehen wir uns abermals an die Lehre, an das Dogma gewiesen.

Und darum: in der evangelischen Kirche ist der Glaube alles. Sie will nichts andres als den freien, persönlichen Glauben wecken und pflegen. Auch die Mittel müssen dem entsprechen. Diese Mittel sind — oder vielmehr das Mittel, welches sie hat, ist — das Wort, das Wort Gottes. In der Kirche wird es zur Lehre. Denn die Kirche muß es so verkündigen, wie sie es sich im Glauben angeeignet hat und im Glauben bekennt. An diesem Bekenntnis hat sie ihre Lehre, ihr Dogma. Es ist daher an dem, daß die evangelische Kirche nicht bloß auch ein Dogma braucht, sondern daß gerade sie und vollends sie ein solches nicht entbehren kann.

Das ist ein runder und voller Gegensatz gegen das von Dreyer befürwortete undogmatische Christentum. Ich sehe aber nicht anders, als daß es so die Wahrheit ist und in der Sache liegt. J K

Das innere Leben der Gemeinde und der Gemeindekirchenrat

Aus Berlin

Wenn von dem innern Leben einer Gemeinde die Rede ist, so soll damit das äußere nicht geringgeschätzt werden. Eine solche Scheidung von äußerlich und innerlich wäre wider alle Erfahrung. Schon die Apostel haben die Gabe des Regierens und Verwaltens unter die Geistesgaben gerechnet, und die Kirchengeschichte kennt zahlreiche Beispiele, zumal auf dem Gebiete der Sektirerei, wie ein nachlässig behandeltes irdisches Defizit über kurz oder lang zum Defekt am Geiste, zum Untergang blühenden Lebens geführt hat. Das innere Leben einer Gemeinde bedarf unumgänglich der starken und verläßlichen Stütze eines guten äußeren Regiments. Es geht damit wie mit dem Rocke, den wir tragen. Man wird ihn niemals mit dem lebendigen Menschen darunter verwechseln wollen. Aber wie dem Hause der Armut nichts so wohl steht als ärmlich und doch reinlich gekleidete Kinder, so wird „ärmlich, aber reinlich" auch ein Lob sein für viele unsrer Kirchgemeinden.

Die Frage nach dem inneren Leben unsrer Gemeinden trifft mitten in den Herzpunkt evangelischer Kirchenideale. Von der rechten Erledigung dieser Frage hängt die Zukunft unsers Gemeindelebens ab. Nicht die Zukunft der Kirche überhaupt: sie ist durch Wort und Sakrament und deren rechte Verkündigung und Verwaltung gesichert. Aber die Zukunft des Gemeindelebens, des Gemeinschaftsgedankens und was dazu gehört.

Der Segen der Gemeinschaft ist unter uns Evangelischen noch lange nicht genug erkannt, und doch können wir ihn auf die Dauer schlechterdings nicht mehr entbehren. Das fühlen am besten wir Geistlichen. Was haben wir aufzubieten, um

der geschlossenen Phalanx Roms wie dem Freischärlertum einer glaubenslosen Weltanschauung, der vornehmen Gleichgültigkeit der Reichen am Geiste wie der mißtrauischen Abschließung der Stillen im Lande mit Kraft und Nachdruck entgegenzuwirken? Unser Wort allein, auf der Kanzel, im Konfirmandenunterricht und in der Seelsorge gesprochen, ist den widerstrebenden Mächten der Zeit am wenigsten in größern Städten gewachsen. Wir fühlen uns wie Rufer im Streite, welche Losung und Feldgeschrei weitergeben. Aber worauf es ankommt, ist, daß die durch eine Parole Verbundenen sich zusammenthun, mit vereinten Kräften verschanzte Lager aufzurichten. Der Leuchtthurm ist gut, der Hafen ist besser. Die Pastorenkirche gehört der Vergangenheit. Wir brauchen für Gegenwart und Zukunft lebendige Gemeinden, wir brauchen Gemeindeleben.*) Zinzendorfs Grundsatz muß Gewissenssache werden: Ich statuire kein Christentum ohne Gemeinschaft —

Daß ein jeder sehen kann:
Wir als die von Einem Stamme
Stehen auch für Einen Mann.

Im Mittelpunkt der Gemeinde steht der Gemeinde-Kirchenrat. Jede Bestrebung, das Gemeindeleben zu fördern, muß, wenn nicht von ihm ausgehen, so doch sich an ihn anschließen. Nur keine Zersplitterung oder Verzettelung! Das allgemeine Priestertum der Gläubigen gestattet zwar Mannigfaltigkeit in der Einheit, aber fordert auch Einheit in der Mannigfaltigkeit.

Es war eine tiefe Auffassung der Pflichten, welche dem Gemeinde-Kirchenrat auferlegt sind, als nach Erlaß der neuen Kirchenverfassung in Preußen im Jahre 1874 da und dort eine gemeinsame Abendmahlsfeier die Aeltesten vereinigte, ehe sie ans Werk gingen. Vorgeschrieben hat allerdings die Gemeinde-Kirchen- und Synodalordnung in dieser Beziehung nur wenig. Der § 34 bestimmt, daß vom aktiven Wahlrecht ausgeschlossen ist, wer durch Verachtung des göttlichen Wortes ein öffentliches Aergernis gegeben hat. Desgleichen sagt § 35, daß das passive Wahlrecht allen Wahlberechtigten zukommt, sofern sie nicht durch beharrliche Fernhaltung vom öffentlichen Gottesdienst und von der Teilnahme an den Sakramenten ihre kirchliche Gemeinschaft zu bethätigen aufgehört haben. Die Instruktion des evangelischen Oberkirchenrats erklärt dazu ausdrücklich, es könne nicht darauf ankommen, ein Urteil über die größere oder geringere Kirchlichkeit der Person zu fällen, sondern nur darauf, ob die Thatsache des völligen Abbruchs ihrer kirchengliedlichen Beziehung als notorisch festzustellen sei. Das ist Toleranz und Diskretion bis aufs äußerste, wenn man will, um jeden Preis. Nur die Polizei noch beweist die gleiche Enthaltsamkeit, indem sie sich zufrieden giebt, wenn über jemanden nichts Nachteiliges bekannt ist. Hier wird die Zukunft Wandel schaffen müssen. Warum nicht, wie in der rheinischen Kirchenordnung § 22, sagen, daß wählbar zu Repräsentanten bez. Aeltesten diejenigen sind, die an dem Gottesdienst und heiligen Abendmahl fleißig teilnehmen?

In der Teilnahme der Aeltesten am Gottesdienst liegt ohne Zweifel ein segensreicher Faktor für die Entfaltung des Gemeindelebens. Es gab eine Zeit in der evangelischen Kirche, wo es sich ganz von selbst verstand, daß man Sonntag für Sonntag die Predigt besuchte. Diese Zeit ist, wie wir wissen, vorbei. In vielen Kreisen, zumal der männlichen Jugend, aber auch in ganzen Familien gilt es für ein Zeichen der Frömmelei, die Kirche regelmäßig zu besuchen. Man kann sich nicht denken, daß wirkliches Bedürfnis die Schritte ins Gotteshaus lenken könne. Mancher verbirgt heute sein Gesangbuch in der Tasche, wenn er den Weg zur Kirche nimmt, um nicht unbequemer Weise aufzufallen. Hier kann sich ein Umschwung nur vollziehen, wenn diejenigen, die mit Unabhängigkeit und Autorität zugleich ausgestattet sind, mit persönlichem Beispiele vorangehen.

*) Vortrefflich und in großem Stile hat Emil Sulze, Pfarrer in Dresden, über das Thema gehandelt in der Protestantischen Kirchenzeitung. Die Aufsätze über „Feinde der kirchlichen Gemeindebildung" (Jahrgang 1885. S. 741 ff.), über „Ermattung und Belebung der evangelischen Kirche" (Jahrgang 1886. S. 529 ff.) und „Vereine oder Gemeinden?" (Jahrgang 1887. S. 373 ff.) sind mit ihrem kühnen Idealismus und ihrer reichen Erfahrung wahre Fundgruben kirchlicher Weisheit.

Mit demselben Thema beschäftigen sich zwei Broschüren, Verlag von Hugo Rother, Berlin 1888, die eine von Generalsuperintendent Dr. Jaspis: Der Gemeinde-Aelteste in der evangelischen Kirche, wie er sein soll, die andere vom Pfarrer Schenz: Die Verpflichtung der Gemeinde-Kirchenräte und ihrer Glieder auf das religiöse und sittliche Leben der Gemeinde einzuwirken. Beide Schriften behandeln ihren Gegenstand mit Wärme und vollem Vertrauen zu den kirchlichen Organen. Schenz hält sich mehr im allgemeinen, giebt aber dabei gute Gesichtspunkte, besonders für ländliche Verhältnisse. Er warnt z. B. von einem Zuviel und einem Zuwenig. Jaspis hat die reichere Erfahrung im einzelnen für sich und bringt viele beherzigenswerte Winke. Vergessen sind die Tauf- und Traubesuche.

Auch der Geistliche bedarf, daß die Aeltesten an seiner Predigt Anteil nehmen. Ich will nicht davon reden, welchen Segen ein Wort der Ermunterung und Anregung haben kann, wofern es auf innerer Mitempfindung und wirklichem Miterleben beruht. Aber eins ist klar, daß nämlich der Geistliche die Gefahr, ex cathedra zu reden, mit allem, was darum und daran ist, dem falsch Theoretischen und falsch Theologischen, auch einem falschen Uebereifer, welcher uns wohl zum Vorwurf gemacht wird, nur dann erfolgreich vermeiden kann, wenn er das lebendige Bewußtsein haben darf, als primus inter pares, als Erster unter Gleichen, der Sprecher der Gemeinde zu sein. Es hätte nie geschehen können, was zum Krebsschaden der Predigt geworden ist und das Niveau unsrer Gemeinden tief herabgedrückt hat, daß sich der Pfarrer auf der Kanzel wie ein Missionar in der Heidenwelt vorkommt, der, weil er den Glauben an die Taufgnade verloren hat, den Hammer des Gesetzes schwingt, aber wahrlich nicht zur Erweckung der Seelen, sondern zu ihrer Verhärtung.

Das gegenwärtig in frischem Aufschwunge begriffene Interesse an einem würdigen Chorgesang sollte überall frohen Anklang finden. Wie hoch man vielerorts diese Bereicherung des Gottesdienstes zu schätzen weiß, ergiebt sich aus der Thatsache, daß zwei allerdings wohlhabende Gemeinden Berlins ihren gemeinsamen Kirchenchor mit einer Ausgabe von jährlich 9000 Mark bestreiten.

Seit der Zivilstandsgesetzgebung erwächst dem Gemeindekirchenrat die besondere Pflicht, den Trau- und Taufversäumnissen nachzugehen. Hier wenn irgendwo ist er in den Stand gesetzt, dem Worte des Heilands nachzuleben: Nötiget sie hereinzukommen, auf daß mein Haus voll werde. Es ist ja nicht nur daran gelegen, daß der kirchlichen Ordnung genug gethan werde und die Nummern des Kirchenbuchs mit den Listen des Standesamts einigermaßen korrespondiren. Wir sind auch nicht damit zufrieden, daß die Kinder die heilige Taufe empfangen, als wohnte ihr eine magische Kraft inne, die durch sich selber wirke. Sondern der Nachdruck liegt darauf, daß durch die Tauf- und Traubesuche in vielen Menschen zum erstenmal wieder die Empfindung wachgerufen wird, es gebe eine Kirche, diese Kirche sei da, auch für sie da und wolle und werde sich um sie bekümmern. Tausende, die kaum mehr wissen, wie ein Gotteshaus von innen aussieht, für welche Bibel und Gesangbuch verschollene Größen sind, die selbst das Vaterunser außer Dienst gesetzt haben, werden bei dieser Gelegenheit inne, daß der Mensch doch nicht vom Brot allein lebt, sondern von einem jeglichen Wort, das durch den Mund Gottes geht. Wie wir alle durch die zuvorkommende Gnade Gottes zu Christenmenschen geworden sind, so fordern uns die Trau- und Taufbesuche auf, Organe jener Gnade zu werden. Keine Frage, daß selbst die verstocktere Menschenseele dem Eindruck der Thatsache schwer widerstehen wird, es sei jemand, der sich um sie bekümmere und zwar nicht um eignen Vorteiles willen, auch nicht nur in Leibes- und Magenfragen, sondern im Dienste der höchsten Dinge, zum Zwecke des ewigen Lebens.

Die Pflege der Armen und Kranken in der Gemeinde braucht nicht immer direkt vom Gemeindekirchenrat zu ressortiren, obwohl § 17 der Gemeinde-Kirchen- und Synodalord-

nung in Preußen dies ins Auge faßt. Wo Armen-, Suppen-, Nähvereine u. dgl. existiren, verdanken sie ihr Dasein zum weitaus größeren Teile der freien Thätigkeit aus der Mitte der Gemeinde heraus unter Anregung und Leitung seitens der Geistlichen und haben das Recht ihrer Geschichte. Der Pfarrer sorge, daß diese Liebesthätigkeit sich nicht selbständig neben oder feindselig gegen die Gemeindeorgane stellen könne. Regelmäßige Berichterstattung wird oftmals genügen, die innere Fühlung des Gemeindekirchenrats mit der Vereinsthätigkeit aufrecht zu erhalten. Und in Wirklichkeit liegt die Sache so, daß Mitglieder des Gemeindekirchenrats fast überall mit an der Spitze stehen, ob sie nun amtlich deputirt sind oder das Kollegium nur persönlich vertreten.

Die persönliche Mitwirkung der Aeltesten auf diesem Gebiete ist von einer Wichtigkeit, die man leicht unterschätzen, aber kaum überschätzen kann. Mir ist dafür der schlagendste Beweis das Denkmal, dauernder als Erz, welches sich einzelne Vertreter der Gemeinde durch ihre Liebesthätigkeit hier und dort in den Herzen der Armen errichtet haben, und zwar so, daß ihren Pfleglingen zum Bewußtsein kam, es seien Männer von Amt und Würden, Vertreter der Gemeinde, die ihnen Handreichung thäten. Man klagt mit Recht über viele Enttäuschung, der man in der Armenpflege ausgesetzt ist, über die Verlogenheit, Undankbarkeit und das anspruchsvolle Wesen derer, um welche man sich Sorgen macht. Aber die Kehrseite wird dadurch nicht aufgehoben, und noch immer erfüllt sich die Verheißung der Schrift: Das Gedächtnis des Gerechten bleibt im Segen. Man muß nur planmäßig betreiben, was man thut, und es nicht an der Gleichmäßigkeit fehlen lassen, durch welche sich überhaupt die Liebe als Tugend von der bloßen Gefühlserregung unterscheidet. Dazu ist niemand mehr befähigt und berufen, als wen das Vertrauen der Gemeinde verpflichtet hat, ihr Wohl und Wehe und das ihrer Glieder mit dem Nachdruck des Amtes zu fördern. Den Leuten geht das Herz auf, wenn die Rede kommt auf solche Wohlthäter vergangener Tage. Gewisse Namen klingen noch nach einem Menschenalter nicht anders als im Tone dankbarster Verehrung an. Und was erreicht ist, beschränkt sich keineswegs auf die Linderung von äußerer Not; sondern durch Beweise aufrichtiger Teilnahme sind Gottvertrauen und Lebensmut nebst christlicher Gesinnung und Sitte erhalten oder von neuem geweckt worden.

Die Verbindung mit der Schule wird für gewöhnlich nur eine ziemlich lockere sein. Soweit die religiöse Erziehung der Jugend in Frage kommt, hat der Pfarrer das amtliche Aufsichtsrecht. Dem Gemeindekirchenrat stehen Mittel nicht zur Verfügung, einen Einfluß, wo er vielleicht möchte, auszuüben. Es wird sich um so mehr empfehlen, der Schule eine Brücke zur Kirche zu schlagen, indem man darauf hält, daß die Gemeindekörperschaften Vertreter der Schule in ihrer Mitte zählen.

Kein Interesse religiöser und kirchlicher Art darf schließlich von den Beratungen oder Besprechungen des Gemeindekirchenrats ausgeschlossen werden. Je mehr das Geschäftliche überhand zu nehmen droht, wozu die Gefahr ja immer nahe liegt, desto fleißiger gilt es, den ruhenden Pol in der Flucht auch dieser Erscheinungen zu suchen. Es möchte sonst über den Kirchhofsrevenüen der Gemeindekirchenrat selbst zum Kirchhof werden. Lebendige Mitteilungen vom Gustav-Adolfs-Verein, vom Evangelischen Bund und von den Werken äußerer und innerer Mission gehören notwendig zur Tagesordnung.

Es versteht sich, daß, was den Gemeindekirchenrat angeht, der Gemeindevertretung*) nicht fremd sein darf. Grade die Mitglieder dieser Körperschaft klagen nicht selten, daß sie lediglich berufen werden, um zu unvermeidlichen Geldausgaben

*) Die Gemeindevertretung, dreimal so stark als der Gemeindekirchenrat steht diesem zur Seite und muß bei Pfarrwahlen sowie in Geldsachen, aber auch sonst in wichtigen Fällen, zu gemeinsamer Beschlußfassung einberufen werden.

ihr seufzendes Ja zu sagen. Nicht minder hat die Gemeinde als Ganzes ein Recht, über wichtigere Gegenstände auf dem Laufenden erhalten zu werden. In größern Gemeinden hat man mit Erfolg den Weg gedruckter Jahresberichte betreten; anderswo steht die Kanzel offen, um Nötigstes zu sagen. Ob Parochialvereine oder Gemeindeversammlungen außerdem empfehlenswert sind, unterliegt, wie es scheint, vielfachem Zweifel. Die Erfahrung lehrt, daß sie entweder verkümmern, unbedeutend und langweilig werden, oder durch kirchenpolitische Gepflogenheiten sich interessant zu machen suchen. Das giebt ein Nebenregiment, welches in der Verfassung wahrlich nicht vorgesehen ist.

Alle diese Betrachtungen gipfeln, von wo sie ausgingen, in der stärksten Betonung des Gemeindegedankens als einer Kraft, die vieler Schwachheit mächtig werden kann. Wie in der Ethik der Grundsatz gilt, daß niemand die Menschheit lieben kann und die Millionen im Geist umschlingen, der nicht im engsten Kreise der Seinen thätige Nächstenliebe gelernt hat; wie im politischen Leben der Völker die wiederholte Erfahrung gemacht ist, daß die unfruchtbare Schwärmerei des Weltbürgertums der Ergänzung durch den nationalen Gedanken bedurfte, so wird auch auf dem Boden des Evangeliums das Glaubensbekenntnis des dritten Artikels zu der Einen, heiligen, allgemeinen, christlichen Kirche nicht anders That und Wahrheit werden, als durch Erweckung warmer Liebe zu der besondern Gemeinde, der jeder angehört. Es ist bezeichnend, daß auch in Berlin mit seiner entwickelten kirchlichen Freizügigkeit noch viele Familien unverbrüchliche Beziehungen zu derjenigen Gemeinde unterhalten, um welche durch Generationen hindurch das Leben des Hauses in Freud und Leid sich gerankt hat. An diese Thatsache muß man sich halten, in ihr muß man den Maßstab suchen für das Künftige, dessen wir hoffen. In diesem Zusammenhang gewinnt auch die Verteilung von Traubibeln an neuvermählte Paare ihre nicht zu unterschätzende Bedeutung.

Die einfachsten Erwägungen praktischer Art kommen unsrer Hoffnung zu Hülfe. Man klagt in aller Welt über die Vielheit und Vielgeschäftigkeit der Vereine, und wer der Sache näher steht, klagt über die Verschwendung an Kraft, Zeit und Geld, die damit verbunden ist. Es giebt Hauskollekten in Berlin, die bei einem Reinertrag von noch nicht 6000 Mark auf 2000 Mark Unkosten zu stehen kommen. Da hat jeder das Gefühl unerträglicher Zustände. Sie werden nur beseitigt werden, wenn die Einzelgemeinde den Mut und das Herz hat, sich auf sich selber zu besinnen. Wie dankenswert die Vereine für innere Mission bis zu dieser Stunde sind, wie unentbehrlich sie für alle den Rahmen der Einzelgemeinde überschreitenden Bedürfnisse auch in der Zukunft bleiben werden, sie sollten geizen um das Lob, sich überall da, wo die Einzelgemeinde mit ihren lokalen Bedürfnissen in Betracht kommt, nach und nach überflüssig zu machen. Unter diesen Gesichtspunkt gehört die Anstellung von Gemeindeschwestern zu den segensreichsten Errungenschaften der kirchlichen Gegenwart. Unter diesem Gesichtspunkt ist es auch aufrichtiger Anerkennung wert, daß die Stadtmission, so überaus schätzenswert und völlig unentbehrlich ihr Wirken auf absehbare Zeiten ist, sich dennoch und neuerdings mit verstärktem Nachdruck zu dem Grundsatze bekennt, daß sie jederzeit bereit sei, hinter der geordneten Thätigkeit der Einzelgemeinde zurückzutreten.

Genug, die Gemeinde stehe überall im Vordergrunde und werde der lebendige Mittelpunkt, der dank seiner inneren Struktur die Fähigkeit gewinne, die Geister anzuziehen und festzuhalten. Wird diese Aufgabe anerkannt und mit Bewußtsein angeeignet, gelingt es, sich darüber zu verständigen und zu vereinigen trotz aller möglichen Meinungsverschiedenheiten in dogmatischer und kirchenpolitischer Hinsicht, so wird ein gewaltiger Schritt vorwärts gethan sein, und die Morgenröte des Tages bricht an, da man von mancher heute noch gänzlich unfertigen und unreifen Gemeinde wird sagen können: Siehe da, eine Hütte Gottes bei den Menschen. Sch

---

Geistliches Verständnis Shakespeares bei Robertson

2. Die religiöse Bedeutung Shakespeares

Robertson war tief durchdrungen von der Verwandtschaft der Poesie und Religion, Poesie nicht im Sinne uneigentlicher Rede, sondern der Verkörperung innerster Erlebnisse genommen. Es lohnt, seinen Nachweis dieser Verwandtschaft in der Lehrweise Jesu wiederzugeben (S. 67):

Christi Lehre ist göttliche Poesie. Er redet in Gleichnissen, in Uebertragungen, in Fragen, in Beispielen, die an einer schier gewagten Ueberfülle kühner, mannigfaltiger Bilder reich sind. Er nennt sich eine Thür — einen Weinstock — einen Hirten — einen Dieb in der Nacht. Mit jeder Bezeichnung wendet er sich an bestimmte Empfindungen und Gedankenverbindungen, aus denen heraus sie allein zu verstehen sind. Das lebendige Herz soll sie aufnehmen; kalter, scharfer Verstand weiß nichts mit ihnen anzufangen. Verarbeitet ihr diese herrlichen Worte, fruchtbar an unermeßlichen Gedanken, zu Artikeln steifer, starrer Theologie, so wandelt ihr Leben in Tod. Als ob ein Chemiker, der eine Frucht oder Blume analysirt, sich einbilden könnte, auch eine Blume oder Frucht zur Anschauung gebracht zu haben. In ihre Bestandteile aufgelöst, zerlegt, zerpflückt, zergliedert, ist sie nicht mehr lebendig, noch einer Blume ähnlich. Eure Erkenntnis mag in ihrer Art gründlich genug sein; aber die Frucht ist zerstört und die Blume dahin . . . . Die Hälfte aller Ketzereien, denen christliche Sekten verfallen, konnte nur entstehen, weil man das für plumpe Prosa nahm, was Propheten und Apostel in ihren höchsten Augenblicken der Entzückung geredet, da Seraphime ihre Lippen angerührt und ihre Feder zu heiliger Poesie entzündet haben. „Dies ist mein Leib!" Kältet das zu Prosa ab — dann habt ihr Transsubstantiation.

Aus dieser starken Empfindung für die Verwandtschaft beider Gebiete heraus sah er sich berufen, öffentlich vor Arbeitern Vorträge über Litteratur zu halten. Er scheint uns freilich hierin zu weit zu gehn oder mindestens eine zu weite Begriffsbestimmung zu nehmen, da er (S. 68) sagt:

Wenn ich nicht glaubte, daß Religion Poesie, und alle Poesie oder doch die meiste, schon auf dem halben Wege zur Religion ist, insofern beide auf den nämlichen Gesetzen beruhen, beide der Wissenschaft gegenüberstehen und beider Organ die Intuition ist, so würde ich meine Zeit nicht auf diese Vorträge verwandt haben.

Wir möchten immerhin den Erfolg dieses Unternehmens den Freunden, die sich der Sonntagserholung des Volkes widmen, zur Erwägung heimgeben. Es wirkt bei der gemeinhin verbreiteten Ansicht, daß Beschäftigung mit Poesie das ausschließliche Vorrecht einer privilegirten Klasse sei, mindestens überraschend, wie die Arbeiter, den gleichen menschlichen Empfindungen wie die Gebildeten zugänglich, sofort von der Erlaubnis des Mitgenusses Gebrauch machten (S. 156):

Indem man ihnen die Fähigkeit zutraute, Poesie zu würdigen, wurden sie sich freudig ihrer Empfänglichkeit dafür bewußt. Aus der Lehrweise Christi hatte Robertson das große Erziehungsprinzip gewonnen, daß die Menschen am besten zur Verwertung ihrer geistigen Anlagen geführt werden, wenn man bei ihnen von selbst das Vertrauen in ihre Gaben weckt. Bei diesen Vorträgen übertrug er dasselbe Prinzip auch auf weltliche Dinge, und erweckte dadurch bei den Geringen des Volkes den Sinn für Poesie. Die Arbeiter fingen infolgedessen an, ihre Dichter zu lesen, und erörterten und verglichen in lebhafter Weise die Verdienste von Pope, Walter Scott und Tennyson. Ein Teil des Zieles, das sich Robertson gesteckt, wurde somit erreicht. Die bei einem toten, mechanischen Kreislauf oder bei grober Handarbeit beschäftigten Männer wurden in eine edlere Region und in ein reineres Geistes- und Empfindungsleben eingeführt. Es faßte sie ein Verlangen, das Schöne zu erkennen und zu fühlen. Eine Stufe zu ihrer Erhebung war gewonnen.

Sollte Aehnliches nicht bei uns zu erzielen sein? Aber freilich, auch hierin kann man nicht einfach englische Vorbilder in unser Volksleben übertragen. Denn erstlich ist unsre klassische Dichtung, vom antiken Kunstideal lebend, nicht in dem Maße dem Verständnis des Volkes zugänglich wie die der Nationalität bewußten englischen Klassiker — man müßte also schon zu den Sternen zweiter Größe: Claudius, Uhland, Chamisso, Droste &c. greifen. Es fehlt ihr auch oft ein volkstümlicher Realismus, wie ihn Shakespeare derb und wieder zart entwickelt. Dann aber fehlt unserm Volke alle Gewöhnung, eine gemeinsame Geistesnahrung zu genießen — die Theater besuchenden kleinen Leute mögen nur selten daran denken, sich dadurch erheben zu lassen: sie suchen Amusement! Und endlich! Wo sind diejenigen, die also wie ein Kingsley, Maurice, Robertson, eingetaucht in den tiefsten Geist der Dichtung, doch vom ästhetischen Selbstzweck derselben sich nicht zu aristokratischer Beschränkung ihrer Wirkungssphäre verleiten lassen, sondern, ihre erziehende, sittigende Tendenz betonend, sie zur veranschaulichenden Dienerin der sittlich-religiösen Menschenbildung, zu einem Mittel der Volksbildung profaniren? Wahrlich, diese Frage ist einer ernstlichen Erwägung wohl würdig! Unsre Volksschullesebücher haben ja bereits angefangen, solches poetisches Gemeingut des Volkes zusammenzustellen; allein wirkt nicht erfahrungsgemäß die Aufnahme in ein solches Zwangsbuch mit der doch vielfach recht seelenlosen Durchknetung des Stoffes geradezu abschreckend für spätere Wiederaufnahme des betreffenden Stückes?

Doch wir wenden uns nun der Frage zu, wie Robertson in Shakespeare gerade einen Bundesgenossen seiner religiösen Erziehungsabsichten finden konnte? Das war natürlich nur bei einem Begriffe von Religion und Christentum möglich, der die volle Wahrheit natürlicher Empfindungs- und Anschauungsweise bestehen läßt, nichts menschlich Wahres der Religion fremd, dem Christentum feind erachtet. Darüber spricht er sich einmal vortrefflich aus (S. 161):

Was ich an Shakespeare bewundere, ist, daß seine Liebesverhältnisse so ganz menschlich sind: nichts Irdisches, das sich vor sich selbst versteckt in sentimentaler Uebersinnlichkeit; keine Liebe wie zwischen Engeln, die nach meiner Meinung die am wenigsten engelhaften Dinge sind, welche in den Wolken schweben, ob sie schon auf menschliches Gefühl mit Verachtung herabsehen, gerade wie die dunkeln Rauchsäulen, die aus dem langen Schornstein einer Fabrik aufsteigen, sehr erhaben über der Stadt brüten mögen, die sie schwärzen, und sich doch einbilden, viel ätherischer zu sein als jene Dünste, die Tag und Nacht von der Erde aufsteigen. Und doch sind diese reines Wasser und jene bestimmt, zu schwarzem Ruß sich zu verdichten. Gerade so geht es mit den Ueberstiegenheiten der Zuneigung: Shakespeare ist gesund, der Menschheit treu in diesem Punkte, und aus diesem Grunde verzeihe ich ihm auch selbst seine irdischen Derbheiten. Du weißt da immer, daß du dich auf einer Erde befindest, welche erst noch veredelt werden muß, statt mit wächsernen Flügeln im Empyräum umherzutreiben. Darin ist er unendlich viel größer als Shelley [ein englischer Lyriker]. Shelleys Gedankenwelt ist sehr erhaben, ein gut Teil erhabener als Gott; denn Gottes Welt ist ganz schlecht und die Shelleys ganz recht — . . . . Ich halte dies für eine von Shakespeares wunderbarsten Eigenschaften: die Menschlichkeit seiner Natur und seines Herzens. Es geht ein Hauch und Zug sinnigen Strebens durch sein Alles hindurch, und ein Stehenlassen der Dinge, wie sie sind — beides nicht unvereinbar mit einem fröhlichen Entschluß, sie besser zu machen, — wie gut thut das unserm Geist! Der meinige bedarf dessen wenigstens sehr! Ich spreche bitter von Transzendentalismus (Verstiegenheit ins Uebersinnliche), denn das ist der Fels, an dem ich scheitere, und ich glaube weder an seine Nützlichkeit noch an seine himmlische Abkunft:

Der Mensch ist nicht Gott gleich,
Aber dann am ähnlichsten, wenn ganz ein Mensch.

Eine sonnige, fröhliche Lebensanschauung, fußend auf thatsächlicher Wahrheit, zusammen bestehend mit dem praktischen Bestreben, Dinge, Menschen und das eigene Ich immer besser zu machen, als sie sind — das glaube ich, ist die wahre, gesunde Poesie des Daseins. Alle andre Poesie der Empfindung, so zart und schön sie sein mag, ist nur krankhaft: verschrobenes Gefühl, das mehr Schönheit in unnatürlicher Schwindsuchtsblässe sieht, als in dem frischen, blühenden Rot gesunder Lebensbethätigung.

Es war mir einst wie eine Offenbarung, als ich diese Auffassung von Dichtung und Wahrheit las und damit eine Predigt Robertsons zusammennahm über „Wahrheit und Wahrhaftigkeit." Ja, da zeigte sich mir — gerade im Gegensatz zu der Konstruktion F. A. Langes von der Zukunft der Religion in völliger Geschiedenheit von der niederen materiellen Welt der Wirklichkeit — die Stärke des Christentums und seine Verträglichkeit mit dem größten Dichtergeiste in dem Gehorsam gegen die Wirklichkeit, in der Wahrheit, die man thun, in Wirklichkeit übersetzen kann: in jenem demütigen Idealismus, der, alle Schatten des wirklichen Seins erkennend und empfindend, einer höheren Lebensordnung die Macht zutraut, den Kindern Gottes alles zum Besten zu gestalten.

Oder sollten wir doch wieder in den alten Fehler verfallen, dem Lieblingsdichter unsre Lieblingsgedanken aufzudrängen? Gewiß, der sittliche Idealismus scheint oft hinter dem naturalistischen Realismus zu verschwinden; aber ist nicht in dem Dringen der neuern Wissenschaft auf empirische Grundlagen ein tief sittlicher Zug? Man irrt sich sehr, wenn man in diesem Zug etwas Widerchristliches wittert; christlicher Idealismus, christliche Liebe, ob sie auch alles glaubt und hofft, baut allein auf die Wahrheit, nicht auf Ideen! Und die Härte, die Rauhheit

des Shakespeareschen Realismus ist gerade entsprechend jenem Grundzuge des Christentums: Aus der Tiefe rufe ich, Herr, zu Dir!

Wie weit entfernt aber Robertson von Ueberschätzung Shakespeares war, spricht er kurz zuvor aus:

Viel von der Schönheit, die Shakespeare auf Rechnung geschrieben wird, ist zu weit hergeholt, um von ihm beabsichtigt sein zu können. Miß Jameson (die geistvolle Verfasserin der Shakespeareschen Frauencharaktere) irrt in dieser Hinsicht, und dasselbe thun die Deutschen. Aus einem Artikel in Blackwood, viele Jahre her, der voll Geist war, entsinne ich mich der Worte: „Und sie, wie der Dichter pathetisch sich ausdrückt, that so!“ Solche Kritiker thun mit Shakespeare genau dasselbe, wie Swedenborg mit der Bibel: belehren ihn mit sich selbst und ihren Empfindungen und Philosophien, oder machens wie der Wolf mit Baron Münchhausens Pferde, der bei seinem Schwanz begann und sich in ihn hineinfraß, bis der Baron den Wolf heimritt, gewappnet mit der Haut des Pferdes. Sicherlich war Shakespeare ein „Mann mit einer Million Geistern,“ wenn er sich bewußt war der unzähligen Philosophien und psychologischen Wahrheiten, welche seine Million Kritiker in jedem geringfügigen Worte und Satze gefunden haben. Ich bin häretisch genug zu meinen, daß Shakespeare Geist und Staub war, und daß er sehr niedrig und gemein sein kann. Horaz wagte zu meinen, daß dann und wann selbst Homer ein wenig nickte; er sagte es in einer sehr gebildeten Weise — denn der Freund des Mäcenas war ein vollkommener Gentleman — aber ich habe keinen Zweifel, daß er darum für einen Häretiker gehalten ward.

Zugleich eine vorzügliche Probe seines geistvollen, hochgebildeten Stils, mit seiner Gediegenheit und Eindrucksamkeit!

Der folgende Brief aber, auf den alles bisher Beigebrachte nur vorbereiten sollte, (S. 161 ff.) bedarf keines weiteren Kommentars. Man beachte nur die Geschlossenheit der bis in die Tiefe durchdachten Problemfassung, sowie die Zusammenfassung der echt evangelischen und künstlerischen Gründe gegen einen schalen, direkten Moralismus, dem die göttliche, viel verwobene Gesetzmäßigkeit gegenüber gestellt wird!

Ich habe Schlegel erhalten und gedenke alles zu bewältigen, was er über Shakespeare sagt. In müssigen Augenblicken beschäftige ich mich mit dem Studium von „Romeo und Julie.“ Sicherlich ist dies Stück die vollendetste Verkörperung des allbeherrschenden Gefühls, die je entstanden. Ich werde bald viel darüber zu sagen haben. Aber Eines frappirt mich im Blick auf das Ganze — wie gar meisterhaft darin die Unnachsichtigkeit zur Darstellung gebracht ist, mit der in dieser Welt die Thaten ihre Folgen nach sich ziehen. Eine heimliche Hochzeit und ein rächendes Duell — die Folgen sind ein doppelter Tod. Und das ist nicht alles. Umstände sind vermengt mit allen menschlichen Handlungen; sie sind zum Teil, wie es scheint, notwendig gemacht oder zum mindesten entschuldigt durch die Eigentümlichkeit der Lage. Keine Handlung, die nicht ihre Entschuldigung und ihre scheinbare Unvermeidlichkeit hätte. Gewöhnliche Schriftsteller hängen ihren Erzählungen eine Moral an, die auf jeder Seite durchblickt, jenes „hätte er so und so gehandelt, dann“ 2c. Aber die Moral des Lebens wird dir nicht in dieser Weise aufgedrängt; sie ist komplizirt, verwirrend und fordert Studium, sie herauszufinden. Ja, Du kannst fünfzig Nutzanwendungen finden statt der einen Moral der Lebenstragödie; und so malt Shakespeare. Teils Umstände, teils Verfehlung, teils das an sich Schöne führen die Katastrophe herbei. Nicht eine einfache Ursache, sondern viele, in einander verwachsene, bilden die Einschlagsfäden seiner Tragödie, wie des Lebens. Und doch, so unerbittlich wie im Leben kommt der Schmerz und legt sich wie Mehltau auf alle Blüten. Waren ein Montague und Capulet, in der Lage, in der sie waren, ob ihrer Heirat streng zu tadeln? Konnte Romeo in seiner Lage, da sein Freund um seinetwillen getötet war, Tybalts Forderung ausschlagen? Und doch! Diese zweifachen Mißgriffe — selbst nur Folgen der Fehler andrer, nicht völlig tadelfrei, und wiederum nicht ungemischt strafbar — sie bringen langsam und sicher das Ende herbei.

Es sind drei große Prinzipien im Leben, welche seine Kette und Einschlag weben, scheinbar unvereinbar mit einander, und doch harmoniren sie und gestalten in ihrem Zusammentreffen dies unser seltsames Leben. Das erste ist: unser Schicksal liegt in unsern eignen Händen, und unsre Glückseligkeit und Elend ist das genaue Ergebnis unsrer eignen Handlungen. Das zweite ist: „Eine Gottheit ists, die unsern Plänen die letzte Form giebt, mögen wir sie auch nach unserm Belieben aus dem Rohen hauen“ (Hamlet). Das dritte ist: „Zum Laufen hilft nicht schnell sein, zum Streit hilft nicht stark sein“ (Pred. Sal. 9, 11), sondern alles liegt an der Zeit und am Glück! Zufall, menschlicher Wille, der gestaltende Wille der Gottheit: diese machen unser Leben aus. Oder besser vielleicht, wir sehen eine dreifache Kausalität aus irgend einem Fehler unsers geistigen Augenlichts. Könnten wir sehen, wie Er sieht, so wäre alles auf ein Prinzip zurückzuführen, das sie alle in sich beschließen würde; wie das einfache, einzige Gesetz der Schwere die ganze komplexe Erscheinung des Universums umfaßt; und wie, auf der andern Seite, wenn du die Augenballen so zusammen drückst, daß du ihren vereinten Eindruck zerstörst, du alle Dinge doppelt sehen kannst. Shakespeare malt Menschen, statt moralische Erzählungen zu schreiben. Natürlich, es ist Moral in dem, was er schreibt, wie Moral sein muß in allem, was wahr ist; aber es ist thöricht, zu fragen nach der Lektion,

die er damit einschärfen wollte. Er beabsichtigte keine, denk ich mir. Er beabsichtigte nur zu sagen: „Da, da sind Männer und Frauen. Unter solchen Umständen würden solche Wesen also handeln, und solches würden die Folgen sein.“ Wie viel lehrreicher als Geschichte, die nichts ist — außer in nackten Annalen — als Ereignisse, gruppirt in der Verbindung, in welcher der Historiker sie sieht, nicht in welcher sie sich zugetragen haben, es sei denn, er wäre ein Mann von der Begabung Shakespeares. Darum ist Geschichte in 99 von 100 Fällen nichts andres als Mister Humes oder Mister Gibbons Theorie, durch eine trockene Romanerzählung verkörpert, bis Herr Anders kommt und die Romanze nach seiner Art erzählt; denn Thatsachen sind biegsam und für beides gleicherweise verwendbar. Dem entsprechend ist Mitfords Geschichte Griechenlands nichts als aristokratische Prinzipien, demonstrirt an griechischer Geschichte, und die von Connop Thirlwall demokratische Prinzipien, bewiesen aus denselben Fakten, und Alisons Geschichte, wie Connigsbys Freund ihm versicherte: „Herrn Wortreichs Bericht über die französische Revolution in 20 Bänden, geschrieben, um zu zeigen, daß die Vorsehung immer auf Seiten der Tories war.“ Ich glaube, es war große Weisheit in Marlboroughs Ausspruch, daß die einzige englische Geschichte, die er kenne oder die wert wäre gekannt zu werden, diejenige sei, die Shakespeare geschrieben; denn Shakespeare giebt zwar nicht Thatsachen, wie sie geschehen sind — nein, aber er giebt Thatsachen in idealer Auffassung, da man zu den wirklichen Thatsachen nicht gelangen kann.

Ohne dem abschätzigen Urteil über den Wert exakter Geschichtsschreibung beizupflichten, dürfte doch jeder Leser und Verehrer der Shakespeareschen Geschichtsdramen hier den einzigartigen Vorzug derselben in ganzer Tiefe erfaßt finden. Es lebt in diesen Urteilen über Shakespeare der ganze wunderbare Reichtum und Tiefblick eines Predigers, der die Kanzelweisheit nicht als Anhängsel, Nutzanwendung, pflichtmäßige Amtsauffassung an die natürliche Ansicht vom Leben ansetzte, sondern die Gesetze des natürlichen Geschehens unverfälscht als die Gesetze der verborgnen göttlichen Weisheit gelten ließ und also die Gottheit belauschte, wie sie webt am goldnen Webstuhl der Zeit.

Die Absicht dieser Mitteilungen würde erreicht, wenn recht viele Leser sich diesem einzigartigen Geiste zuwendeten, dessen Religiosität und Moral auf so festem Boden der Wirklichkeit stand und nur dem Göttlichen, das in ihr wirkt, zu gehorchen sich bemühte. In solchem Geistesringen spielt dann der wahre Dichter eine befreiende Rolle, wenn er aus großen Gedanken eines tiefen Gemüts Wirklichkeit verstehen lehrt. Zum Schlusse noch das Mottto, in das all diese Gedankenarbeit ausklang — das Wort eines Dreiundzwanzigjährigen!

Des Christen Ziel ist Sieg, nicht Freisein von Angriffen; und ein Soldat kann nicht fechten lernen dadurch, daß er in seinem Lagerraum über Feldzugspläne und Karten brütet. Das kann nur geschehen auf blutigem Feld und in einsamem Biwak; ohne wirkliche Versuchung, wie bald finden wir Rost auf unsern Waffen und Ruß auf unsern Seelen, und die ärmlichen Schwierigkeiten des gewöhnlichen Lebens lasten wie Ketten auf uns, statt weggefegt zu werden wie Spinneweben.

O B

Der Kongreß der englischen Staatskirche zu Manchester

Die Kongresse der englischen Staatskirche sind keine amtlichen Kirchentage. Insofern unterscheiden sie sich von den Synoden, Convocations, wie sie in England heißen, amtlichen Versammlungen in den drei Abstufungen der Bischöfe, andrer Geistlicher, Laien. Jene Kongresse geben aber dem Fremden einen Einblick darin, welche Fragen theoretischer und praktischer Art die englische Kirche gegenwärtig bewegen, und sind indirekt ohne Zweifel für die Entwicklung der englischen Kirche von Bedeutung. Der diesjährige*) Kongreß fand in der ersten Oktoberwoche in Manchester und Umgegend statt mit Predigt- und Gebetsgottesdiensten in verschiedenen Kirchen, Haupt- und Nebenversammlungen, ähnlich wie bei derartigen Kongressen in Deutschland; nur mit dem Unterschiede, daß die Teilnahme auch der Arbeiterbevölkerung herangezogen wird, etwas, das bei deutschen Kongressen noch vermißt wird. Die Zahl der Mitglieder war über viertausend, der Zuhörer im Ganzen gegen zwanzigtausend; die Redner waren meist Prediger, doch auch Laien.

Die Hauptpredigt bei der Eröffnung des Kongresses hielt der Erzbischof von York, die einleitende Rede über das Recht und die Aufgabe des Kongresses der Bischof von Manchester.

*) Nunmehr vorjährige. Raummangel verspätete den Abdruck.

Der erste Gegenstand der Verhandlung war: Bis zu welchem Grade hat Predigt und Lehre auf die Ergebnisse geschichtlicher und wissenschaftlicher Kritik, besonders beim Alten Testamente, Rücksicht zu nehmen? oder wie der Dean von Peterborough die Frage wandte: Wie hat sich im Allgemeinen die Geistlichkeit gegenüber der Kritik zu stellen, die auf Grund geschichtlicher oder wissenschaftlicher Untersuchung an der Schrift, insbesondre am Alten Testamente, geübt wird? Die verschiednen Redner waren einig darin, daß eine Quellenscheidung in den fünf Büchern Mosis vorzunehmen, auch aufzugeben sei, daß alle Bücher Mosis von Mosis Hand geschrieben seien; die Unterschiede der zwei Schöpfungsberichte wurden anerkannt. Aber verschieden beantwortete man die Frage, was denn nun als festes Ergebnis der Kritik anzusehen sei. Das betonte man einmütig, daß der gläubige Schriftforscher vor der Kritik sich nicht fürchten sollte. Ja, einer der Vortragenden sah die Ursache manchen Gegensatzes zum Christentum darin, daß früher Exegese und Kritik als Feinde der Christenheit angesehen wurden; jetzt aber habe man gelernt, daß die Bibel mehr gewönne als verlöre durch eine siebenfach geprüfte Kritik. Während schon vorher gefordert war, überall mit Mut die Wahrheit zu bekennen, aber nicht Gemeinden, die wissenschaftlichen Dingen fern ständen, mit wissenschaftlichen Fragen zu stören, stellte einer der Führer der Broadchurchparty, also der Freiergesinnten, die Grundsätze auf: nie halbfertige Gedanken ausposaunen; nie sich in rein verneinenden Sätzen genug thun; den Ergebnissen der Kritik mit jenem heiligen christlichen Mute begegnen, den wir an Christo und seinen Aposteln sehen.

Der zweite Gegenstand der Verhandlungen war: Die Kirche in Wales; die Unterteile: Zehnten, kirchliche Arbeit, Predigt in der Landessprache. Es wurde hier ein Punkt behandelt, auf den die ganze englische Kirche mit gespanntem Blicke schaut. Gladstone hat der Entstaatlichung der Kirche in Wales das Wort geredet; dort soll eine Bewegung ähnlich der irischen gefördert werden; wenn die Abgeordneten von Wales jenem Staatsmann folgen, soll die Abschaffung der Staatskirche in Wales der Preis sein. Die englische Staatskirche, in deren Gefüge die Kirche von Wales, anders als die evangelische Kirche Irlands, nur ein Glied ist, erkennt in dem Angriff auf Wales den ersten Vorstoß auf vollständige Entstaatlichung. Und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß das Geschick der Staatskirche in Wales das Geschick der ganzen englischen Staatskirche andeuten wird. Um so eifriger ist man bemüht, Wales zu halten. Mit Freimut erkannten die Redner an, daß seit 1730 die Kirche durch ihre eigne Schuld viel verloren habe; eingeborene Sprache, eingeborenes Wesen, eingeborene Männer seien gegenüber englischer Sprache, englischem Wesen, englischen Männern zurückgesetzt worden; und statt unübersehbare Kirchspiele mit Kapellen zu versehen und zu teilen, habe man den Dissenters das günstigste Arbeitsfeld überlassen. Hier seien die Gebiete, wo die englische Staatskirche einsetzen und alte Fehler gut machen müsse, um durch volle Hingabe an das Volk von Wales die Arbeit der Staatskirche in Wales zu halten und zu fördern.

Der dritte Gegenstand: Die Bedürfnisse der menschlichen Natur und ihre Befriedigung im Christentume wurde, ich betone dies, vor einer übergroßen Arbeiterversammlung verhandelt, von Rednern der verschiedensten theologischen Stellung. Was unter jener Ueberschrift von praktischen Fragen berührt wurde, ergiebt sich leicht. Zu bemerken war die Klarheit und Einfachheit, mit welcher der grundevangelische Erzbischof von York die Gleichheit aller Brüder vor Christo betonte, und ferner der Umstand, daß der Staatssekretär von Irland, Balfour, einer der Sprecher war, wie er auch nachher bei einer andren Verhandlung noch einen Hauptvortrag hatte. Er ist recht eigentlich der Mann, der in der Hitze des politischen Kampfes um Irland steht. Aber selbst in solchen Zeiten wissen die englischen Staatsmänner ihrer Teilnahme am kirchlichen Leben Ausdruck zu geben. Uebrigens war sein Erscheinen nicht etwa das Zeichen, daß der Kongreß eine bestimmte politische Farbe gehabt hätte. Gladstone und andre seiner Gegner waren gleichzeitig geladen gewesen, aber hatten nicht Anteil nehmen können. Daß auf die Frage des Präsidenten sich kein Arbeiter zum Worte meldete, mag uns nicht wundern. Ihre Anwesenheit in so großer Zahl war an sich bedeutsam.

Der vierte Gegenstand: Der Positivismus, sein Wahrheitsgehalt und seine Irrtümer, fesselte die Versammlung besonders durch die Gestalt des Hauptredners, eben jenes irischen Staatssekretärs, dessen gedankenreiche Ausführungen darin gipfelten, der Positivismus sei kein Nebenbuhler des Christentums, könne nicht religiöses Leben, sittliche Kraft verleihen, sondern scheide wie die gröbste Irreligiosität von dem lebendigen Gott.

Der fünfte Gegenstand: Parochialsystem und Evangelistenarbeit, hat ein doppeltes Interesse, insofern er einmal hinweist auf die Annäherung an das Kirchenwesen der Dissenters, die hier besonders zu Tage tritt, und insofern er zum andern an die gleichlaufenden Bestrebungen in Deutschland erinnert, die auf dem Gnadauer und Kasseler Tage Ausdruck fanden (vgl. Nr. 45 d. v. J.). Das Parochialsystem, das seine Gefahren habe, wurde als die Grundlage aller kirchlichen Arbeit anerkannt. Doch lägen seine Gefahren nicht in dem System an sich, sondern darin, daß es von Unfähigen oder Gewissenlosen könnte ausgenutzt werden; das Wachstum der öffentlichen Meinung in der Kirche sei das beste Gegenmittel. Die Hauptschwierigkeit aber fände sich in dem Wandern der Bevölkerung: Ein neues industrielles Unternehmen, eine neue Mühle, ein neuer Schacht bringen Scharen neuer Gemeindeglieder in die Städte, und das platte Land wird leerer und und leerer. Doch konnte der Hauptredner bezeugen:

Die letzten fünfzig Jahre haben einen wunderbaren Fortschritt diesen neuen Anforderungen gegenüber sehen dürfen. Die großen übermäßig gewachsenen und nicht mehr zu verwaltenden Kirchspiele in unsern großen Städten sind durch vernünftige Unterteilungen in einer großen Zahl von Fällen in Verhältnisse gebracht, daß sie kirchlich versorgt werden können. Jedes neue Kirchspiel ist ein neuer Mittelpunkt kirchlichen Lebens, kirchlichen Einflusses geworden. Die Zahl der geistlichen Arbeiter und derer aus dem Laienstande ist in großem Maßstabe vermehrt. Allerlei Organisationen in den Kirchspielen sind geschaffen und haben sich reich entfaltet; und die ganze Arbeitsweise der Kirche ist auf hunderterlei Weise den Bedürfnissen des Volkes mehr angepaßt. Und doch, unsre besten Anstrengungen haben mit dem außerordentlichen Anwachsen der städtischen Bevölkerung nicht Schritt halten können.

Was nun? Bisher hat aus kirchlichen Mitteln jedem neu gegründeten Kirchspiele die Summe von viertausend Mark jährlich zugewiesen werden können. Aber bald werden die Mittel versiegen. Noch scheint das Gefühl in der Kirche nicht lebendig zu werden, daß man Landpfarren wird zusammenlegen müssen, um Männer und Gelder für die Städte zu gewinnen. Geschieht nicht nach dieser Richtung ein entschiedener Schritt, so muß man nach freiwilligen Kräften ausschauen. Die Zahl der Geistlichen vermehren ist darum jetzt bedenklich, weil man damit die Aspiranten für lebenslängliches Hülfspredigertum vermehrte. Aber selbst wenn solche Vermehrung der Zahl der Geistlichen thunlich wäre, Missionsarbeit ist doch von Nöten; denn viele Kirchen stehen leer, und manche Schichten der Bevölkerung sind derartig im Wandern begriffen, daß die gewöhnlichen Veranstaltungen der Kirche ihrer nicht habhaft werden. In diesem Stücke, Missionspredigt, das heißt Evangelistenarbeit durch eigne Missionsprediger, in den Kirchspielen, im Freien und in Schulen und Häusern, ist der bisherige Suffraganbischof von Ost-London, Dr. Walsham How vorangegangen. Diese Evangelisten waren Geistliche. Eine Reihe von Bischöfen haben freiwillige Diakonen ordinirt. Aber alle diese Hülfsmittel haben ihre Grenzen. Jetzt versucht man, Laien heranzuziehen, völlig Freiwillige, die sich in einer Prüfung ausweisen müssen über ihre Kenntnis der Schrift, des Common Prayer Book, des Nizänums, des Katechismus und über ihre Fähigkeit, klar und mit Ausdruck die Schrift zu lesen, und dann für einen ganzen Dekanatsbezirk auf ein Jahr unter Aufsicht der Geistlichen arbeiten sollen: junge Männer, wie die Dissenters sie längst in ihren Kirchen gebrauchen. Die kürzlich gegebene gesetzliche Erlaubnis zur Kürzung des liturgischen Teils der Gottesdienste ist bei dem Unternehmen von größter Bedeutung. Die christlichen Brüderschaften, von denen manche träumen, dürften freilich ein bedenklicher Griff sein.

So etwa lauteten die Ausführungen auf dem Kongresse, neben denen uns die Streitigkeiten in den Zeitungen gar seltsam anmuten, ob es nicht der Anordnung der Schrift widerspreche, eine Art von niederem Klerus zu schaffen; die Kirche Englands habe doch von alters nach dem Worte Gottes Bischöfe, Priester und Diakonen. Jedenfalls liegt hier eine brennende Frage für die englische Kirche: Wie soll das Evangelistenwerk gethan werden? Wir Deutschen aber werden aus den Versuchen der Engländer für uns manche Lehre ziehen können.

Die folgenden Verhandlungen verurteilten die weitverbreitete Lust am Spielen und Wetten, die aus den oberen Kreisen

stammte. Später wurde über äußre Mission, insbesondre gegenüber dem Islam, berichtet. Sodann wurde über Philosophische Zweifel verhandelt, ferner wieder in einer abendlichen Arbeiterversammlung, die dicht besucht war, über Hindernisse kirchlicher Arbeit und kirchlichen Fortschritts. Weitere Gegenstände waren: die Sittlichkeit im engeren Sinne; der Spirituosenhandel bei den Wilden; das Sonntagsschulsystem; die Anpassung des Common Prayer-Book (Allgemeinen Gebetsbuchs) an moderne Bedürfnisse; Freiwillige oder Privatschulen, ein Gegenstand der jetzt insbesondre in London die Gemüter beschäftigt und einer besondren Darstellung wert ist; wieder eine Arbeiterversammlung abends über volkswirtschaftliche Fragen; dann weiter die Einrichtung, daß alle Kirchenplätze frei und offen sein sollten, die Frage nach Laienvertretung in den Kirchspielen, wir würden sagen nach der Zweckmäßigkeit der Einführung von Kirchenvorständen oder Gemeindevertretungen; ferner das Verhältnis von Demokratie und kirchlichem Leben und kirchlicher Arbeit; christlicher Gottesdienst in Gottesverehrung, Almosengeben, im Leben daheim und bei der Arbeit. Die größten theologischen Gegensätze kamen bei der Eschatologie, in Sonderheit bei der Frage nach der Ewigkeit der Höllenstrafen, zu Tage; Fragen, welche alle theologischen Kreise Englands lebhaft bewegen, wie seiner Zeit schon Kingsley und jetzt wieder Spurgeon und seine Gegner unter den Baptisten. Endlich wurde noch über kirchliche Finanzen, Vermehrung des Episkopates, Sonntagsheiligung, religiöses Gemeinschaftsleben, ein Lieblingsstück der hochkirchlichen Partei, endlich über Laienhilfe verhandelt.

Man sieht: eine Fülle des Stoffes, um eine Woche lang eine große, bunt zusammengesetzte Versammlung zu fesseln, und eine Menge vor allem praktischer Fragen, nach deren Lösung die englische Kirche sucht. J B

Aus Italien

(Deutsche Weihnachten in Florenz) Wunderbar heimatlich berührt es den Deutschen in Italien, wenn er in der Zeit vor dem Weihnachtsfeste auf den Plätzen, unter den Loggien, auf den Stufen der Paläste zu Florenz, den deutschen Tannenbaum stehen sieht, mitten unter blühenden Lorbeerzweigen und umgeben von den üppigsten, duftenden Sträußen der zartgelben und mattrosa Florentiner Rosen, von Narzissen, Hyazinthen, Nelken und Veilchen. Noch vor wenigen Jahren nur vereinzelt zu finden, hat der Tannenbaum jetzt in den italienischen Städten seinen ebenso sichern und berechtigten Platz zur Weihnachtszeit erworben, wie Stechpalme und mistle-toe der Engländer. Und wenn die meisten der kleinen Tannen, die aus den Wäldern von Valombrosa und von den Pistojeser Bergen zum Feste nach Florenz geschafft werden, auch für ein nordisches Auge winzig und klein erscheinen (man pflegt sie meist in Töpfen auf den Tisch zu stellen), so weht aus ihren Zweigen doch jener eigene Zauber und Weihnachtshauch, der keinem Baume des Südens für uns Deutsche entströmt. Mögen wir noch so gern und seit langer Zeit in Italien ansässig sein, um die Weihnachtszeit versetzen wir uns doch aus der uns lieb gewordnen Fremde zurück in die eigene Heimat und denken und leben nach deutscher Sitte.

So giebt es denn hier in Florenz wohl schwerlich eine deutsche oder schweizerische Familie, in der beim Weihnachtsfeste kein brennender Tannenbaum zu finden wäre. Und wie für die eigene Familie, so hat man auch für die deutschen Schulen und Gemeinden am deutschen Brauche festgehalten. Die deutsch-evangelische Schule ebenso wie die der schweizer und Waldenser Gemeinden und die deutsche Erziehungsanstalt der Diakonissinnen aus Kaiserswerth, versammeln ihre Zöglinge zu gemeinsamer Feier um den Tannenbaum, und schon wochenlang vorher bereiten sich die Kinder mit großem Eifer auf das Fest vor. Eine Ansprache des Geistlichen der betreffenden Gemeinde und des Vorstehers der Schule pflegt die Feier einzuleiten. Dann tritt ein Kind nach dem andern vor, um den Eltern und geladnen Freunden seine Weihnachtsgabe darzubringen, d. h. sein Lied, sein Gedicht, sein kleines Gespräch herzusagen und damit zugleich eine Probe der gemachten Fortschritte abzulegen. Man merkt, daß man im Auslande weilt. Weihnachtslieder in allen Sprachen klingen an unser Ohr; denn hier müssen auch in der deutschen Schule fremde Sprachen ungleich fleißiger getrieben werden, als man es Kindern desselben Alters in Deutschland zuzumuten pflegt. Auf die Einzelvorträge folgen Chorgesänge der Kinder und zuweilen sogar größere, zur Ueberraschung der Eltern eingeübte Aufführungen. So wurden z. B. im vergangnen Jahre von den Kindern der deutschen Schule zu Florenz Volksmärchen dargestellt, und in diesem Jahre wurde die Haydnsche Kindersinfonie sehr gelungen vorgeführt. Sind alle vorbereiteten Ueberraschungen glücklich zu Ende, so werden kleine Geschenke, meist in Büchern bestehend, an die Kinder verteilt und mit großem Jubel wird der Tannenbaum seines süßen Schmuckes beraubt. Manch dankbarer Blick fliegt dabei zu dem Weihnachtsengel empor, der oben an dem Tannenbaum schwebt. Nun verstehen ja diese kleinen Kinderseelen, daß das Christkind, das sie in allen italienischen Kirchen um die Weihnachtszeit in seiner Krippe liegen sehen, auch für sie auf die Welt gekommen ist, zu ihrer Freude und auf daß sie lernen, andern Freude zu machen.

Es scheint, als fänden auch die Italiener nach und nach Geschmack an deutscher Weihnachtssitte. Zwar ist es bei ihnen nicht Brauch, daß man sich in der Familie zur Weihnachtszeit beschenkt; doch scheint der Wunsch in ihnen rege geworden, in diesen Festtagen für andre zu sorgen und andern eine Freude zu machen. So ist in den städtischen Verwaltungen zu Mailand, Rom, Florenz und in andren großen Städten der Gedanke entstanden, einen Albero di Natale, einen Weihnachtsbaum für die Armen anzuzünden und eine Bescheerung für arme Familien ins Werk zu setzen. Alle großen Firmen neben vielen Privatfamilien beteiligen sich an dieser Bescheerung. Man liefert und schenkt Eßwaren, Stoffe, Kleidungsstücke und andre nützliche Dinge, und so manche arme italienische Familie, deren Not in diesen Festtagen gelindert wurde, sagt: Benedetto l'albero di Natale! und denkt segnend der deutschen Weihnachtssitte, während sie in der Mitternachts-Messe am heiligen Abend die „Geburt des Christkindes" erwartet und auf den Knien vor der Krippe im Dome von Santa Maria del Fiore liegt. M M

(S. Antonio) Sein Fest hat für das Volk im Süden Italiens hohe Bedeutung; denn er schützt gegen das Feuer und segnet die Tiere. In letzter Hinsicht läßt sich leicht nachweisen, welches Stück Heidentum sich unter seinem Namen versteckt. Bis ins dreizehnte Jahrhundert suchte man für die Haustiere, namentlich die Pferde, in Neapel dadurch Heil, daß man sie dreimal um ein antikes Roß führte, welches einst im dortigen Neptun-Tempel stand. Einem Bischof zu Neapel gefiel schließlich diese Pferdebenediktion nicht mehr; sie schien ihm stark heidnisch zu sein und kam ihm vor wie eine Verehrung des Neptun, der ja bekanntlich nach hellenischer Mythologie das Roß den Menschen schenkte. Besagter Bischof also (es war im dreizehnten Jahrhundert!) ließ den Rumpf jenes Heidenrosses einschmelzen und eine Glocke daraus gießen, die noch heute im Glockenturme des Domes zu Neapel hängt. — Wohin aber sollten nun die Rosseinhaber mit ihren Haustieren? Sie gingen zu St. Eligius, und dieser Heilige mußte von da an den zauberhaften Segen erteilen. Später kam er aber in Abnahme, und seit Jahrhunderten hat S. Antonio das Amt des Patronats über die Haustiere in Händen.

Sein Fest ist am 17. Januar. Bis zum Jahre 1870 war dies auch in Rom ein hoher Festtag. Da sah man von allen Seiten Rosse der Aristokratie, der Gesandten, der Bürger, der Mietkutscher herbeikommen, und alle zogen dreimal um eine Säule, die sich bis zu jenem Jahre auf der Piazza vor der Kirche des Heiligen befand, während ein im Thore der Kirche stehender Priester die Tiere segnete. Dies ist seit 1870 nicht mehr geschehen. In Neapel dagegen blieb solcher Festbrauch bis heute und zeigt noch immer einen großartigen Charakter. Denn acht Tage hindurch bringt man Tag für Tag geschmückte Haustiere aller Art, namentlich Pferde, stattliche und kümmerliche, zum Hofe neben der Kirche des Heiligen, wo ein Priester sie mit Weihwasser besprengt, nachdem zuvor eine Abgabe an den Heiligen entrichtet ist. In der Kirche prangt dann seine Silberstatue unter unzählbaren Kerzen; bei der Prozession aber sind viele Tausende zugegen, welche dem Heiligen zujauchzen, vor ihm knieen und ihm (d. h. der Statue) ihre Bitten zurufen. Am Abend aber brennen in den Straßen Neapels unzählbare Feuer, und um diese recht stark zu machen, gehen den ganzen Tag über Massen von Kindern laut schreiend umher und rufen: Holz für S. Antuooo! Für S. S. Antuooo! Da bringt man ihnen Gerümpel aller Art, und zu Ehren des Heiligen tanzen die Kinder nachts um die hochlodernden, qualmenden Scheiterhaufen, welche nirgends den feuerfesten, gänzlich aus Stein erbauten Häusern Gefahr bringen.

Jene Benediktion der Tiere hält acht Tage hindurch an; denn tagtäglich kommen Rosse und Wagen für jenen Zweck herbei. Dieselben werden in einen weiten, schmutzigen Hof neben der Kirche geführt, wo der Segnungsakt sehr handwerksmäßig vor sich geht. Nach Ende desselben pflegt man jedem Roß einen Kranz von Stringeln um den Hals zu hängen, welche man dem Tiere dann als Futter reicht, froh der Hoffnung, daß das Roß ꝛc. im kommenden Jahre von jeder Krankheit verschont bleibt.

An der Frontseite der Kirche des Heiligen in Neapel steht seine roh gearbeitete Statue, neben ihm das Schwein. Die zum Kloster des St. Antonius gehörenden Schweine liefen bis zum Anfang unsers Jahrhunderts frei umher, wurden von den Einwohnern gefüttert und schließlich eingefangen. T

(Eine Paderborner Broschüre) Ein Broschüren-Cyklus für das katholische Deutschland erscheint in Paderborn. Es liegt uns Heft 1 vor, das sich mit „Jung-Italien" befaßt. Man staunt beim Lesen über die Unwahrheiten, welche dieses Heft enthält, über die bodenlose Unwissenheit, welche feste und fertige Urteile ausspricht, und bedauert die Leser, die sich ihr Urteil nach solchem Geschreibsel bilden. Der Verfasser nennt sich nicht; er hatte wohl nicht den Mut dazu. Wir zitiren einige Sätze dieses Heftes. „Im ehemaligen Kirchenstaate hat das Volk die neuen Dinge satt und sehnt sich nach dem Krummstabe, unter dem gut wohnen war." „Unteritalien wird von Räuberbanden durchzogen, und es kommt nicht selten zu förmlichen Gefechten zwischen ihnen und den Regierungstruppen."

Kann der Verfasser dieser Broschüre es wagen, seinen Lesern solche Dinge zu bieten? Dann bedauern wir deren Bildungsstand. Er hat wohl aus Versehen Berichte von 1860 benutzt? Vor 28 Jahren mußte

die Regierung gegen die Briganten vorgehen, welche das Bourbonentum wieder einführen wollten. Diese Herren Briganten flüchteten damals oft in den Kirchenstaat, und fanden dort eine sichere Zuflucht. Heute könnte der biedere westfälische Broschürenschreiber ganz Süditalien bereisen und brauchte keinen Angriff zu fürchten; selbst im verrufenen Silawalde ist er völlig sicher. T

Römisches und Protestantisches

(Römisches Bistum in Berlin) Mit der unschuldigsten Miene von der Welt machte jüngst erst ein Eingesandt der Kreuzzeitung, dann ein gleiches der Nationalzeitung den Vorschlag, in der Reichshauptstadt einen römischen Bischofsstuhl aufzurichten. Kosten werde der preußische Staat davon nicht haben, denn wozu sei denn der Sperrfonds da? Und zur Bekämpfung der Sozialdemokratie bedürfe Berlin offenbar eines Bischofs. Inzwischen brachte die Nationalzeitung eine kräftige Zurückweisung des Ansinnens, und auch die Kreuzzeitung mochte den Plan nicht unter ihren Schutz nehmen. Niemand wird glauben, daß er römischerseits darum zu den Akten gelegt sei. R

(Bonifazius-Antiquariat) Der seit 1849 bestehende Bonifazius-Verein, welcher sich, analog dem Gustav-Adolf-Verein, die Unterstützung der Katholiken in Deutschland zur Aufgabe gemacht hat, ist der wirksamste Verein der katholischen Propaganda auf deutschem Boden. Um sich neue Mittel zuzuführen, hat der General-Vorstand des Vereins jetzt ein „Bonifazius-Antiquariat“ unter der Geschäftsführung der Bonifazius-Druckerei in Paderborn eröffnet, dessen Reinertrag in die Kasse des Generalvorstandes fließen soll. Es geht nämlich an die katholischen Geistlichen, beziehentlich deren Erben die Bitte, ihre Bibliotheken dem Bonifazius-Verein testamentarisch zu vermachen. Es heißt in dem betreffenden Prospekt wörtlich:

„Erfahrungsmäßig stiften nämlich die Bücher, welche Geistliche bei ihrem Tode hinterlassen, nicht nur wenig Nutzen, sondern es wird sogar oft durch sie mancherlei Schaden und Skandal hervorgerufen. Für die Erben der Geistlichen sind die Bibliotheken, welche sie hinterlassen und für welche sie eine ziemliche Summe Geldes, gar oft große Kapitalien verwendet haben, nahezu wertlos ...... Ja sie [die Bibliothek], kann nach seinem [des Geistlichen] Tode sogar noch Unheil anrichten. Wie so? In der Bibliothek eines Geistlichen finden sich Bücher, die in die Hände von Laien, welche höhere Studien nicht gemacht haben, nicht gehören. Wegen seiner seelsorglichen Thätigkeit war er entweder genötigt, solche anzuschaffen, oder ihr Besitz war doch nützlich und zweckdienlich. Ferner: der Geistliche erhält vom Bischof auf sein Ersuchen die Erlaubnis, Bücher, die zu lesen sonst von der Kirche verboten ist, zu lesen, wenn seine Stellung es fordert, sich mit solchen bekannt zu machen. Daher sind auch solche Bücher oft in den Bibliotheken von Geistlichen. Die Laien wissen das in der Regel nicht und nehmen Anstoß daran, wenn sie solche Bücher in den Bibliotheken von Geistlichen finden. Kommen diese Bücher in andre Hände, so können sie noch großes Unheil anrichten. Also Summa Summarum: die Bibliotheken der geistlichen Herren sind für die Erben ziemlich wertlos und können, wenn sie in unberufene Hände kommen, mehr Schaden anrichten, als sie Nutzen stiften. Deshalb hiermit die Bitte an die katholischen Geistlichen Deutschlands, ihre Bibliotheken testamentarisch für Bonifazius-Vereinszwecke zu bestimmen. Sie kommen dann zunächst nicht in unberufene, sondern in Hände, welche wissen, was sie damit anfangen sollen, da es Geistliche sein werden, welche Einsicht in die Bücher nehmen, ehe eine weitere Prozedur damit vorgenommen wird. Sie werden also sicherlich nach dem Tode kein Unheil mehr anrichten. Dagegen werden sie Nutzen, großen Nutzen stiften für die Kirche Jesu Christi, deren Diener die Geistlichen gewesen sind. Die Bücher werden verwertet, und der Ertrag wird für Bonifazius-Vereinszwecke, zur Unterhaltung von Geistlichen oder Lehrern, zum Bau von Kirchen oder Schulen, also zum Wiederaufbau unsrer durch die sogenannte Reformation arg zugerichteten katholischen Kirche verwendet. Es ist etwas Erhebendes für den Geistlichen, die Schäden wieder repariren helfen zu können, die in etwas auch sein Stand zur Reformationszeit mitverschuldet hat, und es muß ein großer Trost für jeden Geistlichen sein, daß einst, während er vielleicht noch im Fegfeuer leiden muß, seine Bücher, die er früher im Gebrauch gehabt, in jungen Missionsgemeinden noch Nutzen stiften. Die Schönheit der Idee ist also nach allen Seiten klar und hat daher auch die Billigung Aller erhalten, zu deren Kenntnis sie bisher gelangt ist.“

Welche Furcht die katholische Kirche doch vor den ketzerischen Büchern hat! Sonst war das wohl anders. Ein evangelischer Geistlicher erzählte mir von einem katholischen „Stiefbruder“, daß er nicht nur in dessen Bibliothek Geroks Predigten gefunden, sondern aus dessen Munde sogar das offene Geständnis gehört habe, Gerok sei vortrefflich und er benutze ihn fleißig auf seiner Kanzel. Uebrigens dürften jene Bücher, die durchaus nicht in Laienhände geraten sollen, auch solche sein, die sich mit der Praxis des Beichtstuhls beschäftigen. Diese zu hüten und zu verbergen hat man allerdings allen Grund. P D

(Ein „unparteiisches“ Konversationslexikon) Seit April vorigen Jahres wird von Joseph Kürschner eine neue (7.) Auflage vom Piererschen Konversationslexikon herausgegeben, die mit großem Pomp angekündigt wurde. Der Prospekt verheißt viel, unter anderm auch: „Zahlreiche Mitarbeiter, deren Namen guten Klang in der litterarischen und wissenschaftlichen Welt haben, wirken zielbewußt unter Leitung des bewährten Herausgebers an der gewissenhaften Lösung ihrer schwierigen Aufgabe, von der jeder Parteistandpunkt ausgeschlossen ist,

für welche volle Objektivität, reine Sachlichkeit als festes Gesetz gilt.“

Von dieser „vollen Objektivität“ bietet der erste Band mehrfach recht deutliche Beispiele. Zwei ganz besonders sollen hier namhaft gemacht werden, um den Wert jener Ankündigung ins volle Licht zu setzen. Das erste findet sich bereits im ersten Hefte, in dem Artikel Ablaß. Dieser Artikel ist durchweg vom streng römischen Standpunkte aus geschrieben. Das könnte man sich gefallen lassen, wenn ein zweiter Artikel etwa den Gegenstand vom protestantischen Standpunkte aus beleuchtete. Das ist aber nicht der Fall. Und so muß sich der protestantische Leser belehren lassen, daß „im Grunde ja eben die Rechtfertigung durch den Glauben nach protestantischer Lehre selbst nur ein vollkommener Ablaß ist, den jeder dadurch erlangt, daß er glaubt, während der Katholik außer dem Glauben noch eine ganze Reihe innerer und äußerer, oft sehr schwieriger Akte zu verrichten hat, bis er zunächst die Verzeihung der Sünde und dann erst hernach den vollkommenen Ablaß erlangt.“ Auch Tetzel, heißt es zum Schluß, „hat nicht in der frivolen Weise den Ablaß gepredigt, wie sie ihm von manchen Gegnern zugeschrieben wurde, obgleich auch er nicht von allen Uebertretungen freizusprechen ist.“

Das ist allerdings eine sehr weitgehende Objektivität, besonders für die Leser der Christlichen Welt, denen noch die Artikel in Nr. 29 bis 31 d. vor. Jgs. im Gedächtnisse sind. Die Litteraturangabe nennt ein ganz veraltetes katholisches Werk; die protestantische Litteratur dagegen ist unbekannt.

Ein weiteres, nicht minder interessantes Beispiel dieser „vollen Objektivität“, die sich auch natürlich auf die Geschichtsforschung erstreckt, bietet der Artikel Alexander VI. (Sp. 556). Dieser berüchtigte Papst, einer der scheußlichsten, die je auf dem päpstlichen Stuhle gesessen, dem man die schlimmsten Dinge nachsagte, wird sehr mild beurteilt. „In den Mitteln zur Verfolgung seiner Ziele war Alexander nicht immer wählerisch, und seine Hofhaltung war sehr üppig.“ Das ist alles, was man zu seiner Charakteristik zu sagen weiß. „Sein Fürsprecher ist Roscoe in seinem Leben Leos X.“, das ist die einzige Litteraturangabe, die sich findet. Und so etwas nennt sich Unparteilichkeit. Ueber den Wert oder Unwert des Buches im übrigen zu urteilen, ist hier nicht die Absicht. Das Angeführte genügt aber vielleicht, um bedenklich zu machen, ein solches Werk zu erwerben. E P

(Ein neues Unternehmen des Vereins für Reformationsgeschichte) Schon vielfach ist der Wunsch laut geworden, daß der Verein für Reformationsgeschichte neben gelehrten Veröffentlichungen auch kleinere volkstümliche Schriften herausgeben möchte. Generalsuperintendent Baur sagte auf der Generalversammlung zu Frankfurt im Jahre 1885: „Mögen die Gold- und Silberbarren gelehrter Forschung in Scheidemünze verwandelt werden, die durch das Land läuft.“ Diesen Wunsch beginnt jetzt der Verein für Reformationsgeschichte zu erfüllen. Er hat angefangen, in fortlaufender Reihe „Schriften für das deutsche Volk“ herauszugeben. Bereits zwei Schriften liegen vor uns. Luther und sein Haus von D. Georg Nietschel (58 S.) und Die Entstehung der Augsburgischen Konfession von Dr. Heinrich Rinn (44 S.). Jedes Heft kostet nur 15 Pf., in Partien von mindestens 10 Exemplaren sogar nur 10 Pf. Bestellungen nimmt entgegen der Schatzmeister des Vereins, Buchhändler Max Niemeyer in Halle a. S. Wir empfehlen dies Unternehmen angelegentlichst. Man sollte sich keine Gelegenheit entgehen lassen, diese Schriften in Familien, Volks- und Schulbibliotheken zu bringen. Denn die Kenntnis der Reformationsgeschichte ist auch dem Volke nötig und das Interesse für dieselbe ist größer, als man denkt. Nur müssen solche Schriften in der Sprache des Volkes zum Volke reden und in behaglicher epischer Breite von unsern Helden und ihren Thaten erzählen. In dieser Hinsicht haben die bisher erschienenen Schriften des Guten eher zu wenig, als zu viel gethan. Einem normalen Landkinde von dreizehn Jahren dürften Ausdrücke wie „Chaos“, „romanischer Katholizismus“ und dergleichen schwerlich verständlich sein. P B

(Bund evangelischer Studirender zu Berlin) Eine erste Versammlung des Bundes evangelischer Studirender zu Berlin hat am 17. Dezember im Buggenhagenschen Etablissement stattgefunden und damit die Befürchtungen widerlegt, welche nach Vorgängen wie dem Lutherfestspielverbot u. a. die Genehmigung der Gründung eines studentischen Zweigvereins des evangelischen Bundes für sehr fraglich erscheinen ließen. Allerdings war es, wie aus obigem Titel zu merken ist, von Seiten der Universität nicht verstattet, sich wie auf andern Universitäten so auch in Berlin als „Zweigverein“ zu konstituiren; es mußte vielmehr eine Form gewählt werden, welche in Titel und Statuten von offiziellen Beziehungen zu dem Evangelischen Bunde nichts enthielt, sondern die studentische Vereinigung als eine völlig selbständige hinstellte. Dies hinderte natürlich nicht, daß der „Bund evangelischer Studirender“ gleich in seiner ersten Versammlung sich offen der Bewegung anschloß, welche durch den Evangelischen Bund verkörpert wird, und daß, dank dem bereitwilligen Entgegenkommen des Berliner Zweigvereins, auch äußerlich ein Zusammenhang mit dem Evangelischen Bunde hergestellt werden konnte.

Der Verlauf der ersten Versammlung darf als ein verheißungsvolles Zeichen für die Zukunft betrachtet werden. Denn die Thatsache, daß trotz des späten Termins mehr denn dreihundert Studenten aller Fakultäten erschienen waren, läßt erkennen, daß die Bestrebungen des Evangelischen Bundes innerhalb der Berliner protestantischen Studentenschaft schon längst Boden gewonnen haben.

Der Vorsitzende, ein Neu-Philologe, stellte in längerer Rede Zweck

und Aufgabe eines studentischen Evangelischen Bundes dar, indem er besonderen Nachdruck auf das letzte, was im ersten Paragraphen der Statuten ausgesprochen ist: „Der Bund evangelischer Studirender hat den Zweck, innerhalb der evangelischen Studentenschaft das protestantische Gemeinbewußtsein zu wecken und wieder ein lebendiges Gefühl hervorzurufen für den Wert der Güter, die wir der Reformation D. M. Luthers verdanken. Ohne irgendwelche Störung des konfessionellen Friedens zu beabsichtigen, will er nur seine Mitglieder vorbereiten auf die ihnen in ihrem späteren Berufsleben erwachsenden Pflichten der eignen Konfession gegenüber."

Im Anschlusse hieran sprachen die Professoren Aegidi, Harnack, Pfleiderer, sowie der Vorsitzende des Berliner Zweigvereins des Evangelischen Bundes, Prediger Lic. Weser.

Der Grundgedanke, der durch alle diese Ansprachen hindurchging, und der von den einzelnen Rednern in mannigfaltiger Weise variirt wurde, war einerseits die ernste Mahnung an die studentischen Zuhörer, sich immer wieder klar bewußt zu machen, was wir Protestanten an unsrer evangelischen Kirche haben, sich zu diesem Zwecke auch immer mehr des Einenden als des Trennenden zu erinnern, andrerseits sich als noch „Werdende" vor der Gefahr zu hüten, durch ein stetes Beschäftigen mit den schlechten Seiten der römischen Kirche den Blick für das wirklich Große des Katholizismus zu verschließen. Was namentlich die Professoren Harnack und Pfleiderer hier ausführten, hätte auch den eingefleischtesten „Germania"-Freund davon überzeugen können, wie ernst man es auf protestantischer Seite mit dem Bestreben einer gerechten Würdigung des Gegners nimmt und wie aufrichtig der Wunsch einer gegenseitigen Verständigung gemeint ist. An Stelle des etwas abgenutzten Hinweises auf die Sailer, Wessenberg, sowie die heutigen Altkatholiken, wurde an Franziskus von Assisi, an Bernhard von Clairvaux erinnert, ja Professor Pfleiderer gab, indem er an den Antrag Windthorsts betreffs der Bekämpfung des Sklavenhandels anknüpfte, der etwas optimistischen Hoffnung Ausdruck, daß vielleicht noch einmal ein gemeinsames Handeln auf praktischem Gebiete zur Verwirklichung des Ideals führe: „eine Herde und ein Hirt"!

Hoffentlich gelingt es bei einiger Vorsicht dem Bunde, auf dem eingeschlagenen guten Wege zu beharren und sich dadurch das Wohlwollen der Universitätsbehörde zu erhalten! Bch

(Diakonissenhaus des Evangelischen Bundes) Zur Zeichnung der nötigen 100000 Mark sollte durch ein Flugblatt aufgefordert werden. Aber die Zeichnungen gingen ohnedem so reichlich ein, daß der schon begonnene Druck des Aufrufs unterbleiben konnte. Die Freunde der Unternehmung werden gleichwohl noch Gelegenheit haben, ihre Opferfreudigkeit dafür zu bewähren.

In den Kreisen, wo man seine Freude an der scheinbaren Unfruchtbarkeit des Bundes an „guten Werken" hatte, muß man sich nach diesem Thatbeweis seines Ernstes anders helfen. Die Kreuzzeitung meint: man müsse doch nun erst sehen, wie die Anstalt geführt werden würde. Sie könnte das bei gutem Willen daraus schließen, wie der künftige Vorsteher der Anstalt bereits bisher in Schwäbisch Hall sein Diakonissenhaus geleitet hat. R

(Ein protestantisches Wort Friedrich Wilhelms IV.) Bekanntlich gilt der König Friedrich Wilhelm IV. als ein besondrer Gönner der katholischen Kirche. Kaum vergeht ein Katholikentag oder eine andre solenne ultramontane Kundgebung, ohne daß seine Regierungszeit gepriesen und mit Sehnsucht zurück gewünscht wird.

Wie gut protestantisch aber — neben allem Entgegenkommen für die römische Kirche — dieser geistvolle Fürst dachte, wie ernstlich er die neuheidnische, religiös materialistische Richtung im modernen Katholizismus, die im vorigen Jahre wieder in Aachen ihre Triumphe gefeiert hat, und die schon seit der Proklamirung der „unbefleckten Empfängnis" in stetem Fortschreiten begriffen ist, durchschaute und zu bekämpfen strebte — davon zeugen folgende überraschende Worte in einem Briefe an Bunsen vom 20. September 1854, die für viele Protestanten beschämend sind (Aus dem Briefwechsel Friedrich Wilhelms IV. mit Bunsen, von Leopold v. Ranke. Zweite Auflage, Leipzig 1874. Seite 220/21):

„Der arme Papst will vom Himmel mächtigeren Beistand für die römische Kirche erringen als bisher gewährt worden, und zu dem Ende die Himmelskönigin gewinnen durch Dekretiren einer höheren Ehre. Er will die Träumereien Franzens von Assisi und seiner Jünger über die immaculata conceptio Beatae Virginis Mariae (die bisher viel Glück in der römischen Kirche gehabt) zum kirchlichen Dogma erheben, von dessen Annahme Heil oder Verdammnis der Menschen abhängen soll.

Hier haben sich mir zwei ernsteste Erwägungspunkte für die evangelische Kirchengemeinschaft aufgedrängt.

1) Ist die ev. Kirche nicht zur Mumie geworden, so muß sie bei dieser Gelegenheit Zeugnis von ihrem Glauben ablegen. Sie muß das nicht etwa allein als Jüngerin Luthers und Calvins thun, sie muß es als die wahrhafte Jüngerin des Herrn, in der Treue gegen die apostolische Lehre, mit Benutzung des Zeugnisses der Väter des Abend- und Morgenlandes, mit Einem Wort als der reine, nicht irrende, wahrhaft katholische Teil der Kirche auf Erden thun.

2) muß die ev. Kirche nicht allein bekennen, sondern auch (soweit es irgend geht) dieser römischen Phantasmagorie gegenüber handelnd auftreten. Kommt nämlich dies von mir ersehnte neue Bekenntnis auf die Heilswahrheit zu Stande, so muß dasselbe auf alle und jede erlaubte Weise mitten in den Schoß der römischen Wirtschaft getragen

werden. Ich sprech es aus: wir müssen den Moment zu den heiligsten und allerrechtmäßigsten Eroberungen benutzen."

Das gesperrt Gedruckte ist im Briefe des Königs unterstrichen. Br

Innere Mission

(Landesverein für innere Mission in Baden) Ein zukunftsreiches Ereignis für die Entwicklung der innern Mission und vielleicht an seinem Teile auch für die Gestaltung des kirchlichen Parteilebens in Baden ist die Umwandlung des badischen Zweiges der südwestdeutschen Konferenz für innere Mission in einen badischen Landesverein für innere Mission, welche am 10. Oktober v. J. zu Pforzheim auf der Jahresversammlung des erstern beschlossen wurde. Die bisherige Konferenz war nur ein Verein, dessen Mitglieder ohne gegenseitigen Zusammenhang über das Land zerstreut waren. Der Landesverein aber gliedert sich in Bezirks- bez. städtische Ortsvereine, welche bis zu einem gewissen Grade selbständig sind. Schon hat sich eine ganze Reihe solcher Bezirksvereine gebildet und ist in Thätigkeit getreten. Die Bezirke decken sich mit den Diözesen. Durch diese Neuorganisation wird die Arbeit der innern Mission auf die Bezirksvereine verteilt und somit gründlicher und vielseitiger, und zwar um so eher, als ein Bezirk durchschnittlich kaum mehr als 25—30000 evangelische Einwohner zählen dürfte. Der niedrige Jahresbeitrag von 20 bis 50 Pfennigen ist geeignet, größere Kreise in das Interesse zu ziehen. Die vortrefflich redigirten Monatsblätter für innere Mission bleiben das Organ des Landesvereines.

Ein weiterer Vorteil für die innere Mission ist die neue Bestimmung, daß im Vorstande des Landesvereins die oberste Kirchenbehörde durch eines, in dem der Bezirksvereine der Diözesanausschuß durch je zwei ihrer Mitglieder vertreten sein soll. Dieser Einladung haben, soviel bekannt, die Kirchenbehörden bereitwilligst Folge geleistet. Durch diese Verbindung der Kirchenbehörde mit der innern Mission, sowie auch durch das allgemeine Wahlrecht der Mitglieder zu den Vorständen, ist die Stellung der innern Mission über den kirchlichen Parteien gesichert. Aeußerst wohlthuend ist die Erscheinung, daß Männer der verschiedenen kirchlichen Parteien und theologischen Ueberzeugungen sich mehr und mehr in der Liebesarbeit der innern Mission zusammenfinden. Es hat dabei nicht wenig Selbstverleugnung von allen Seiten gekostet. Aber das ist eben das Zeichen eines gesunden christlichen Parteilebens, wenn die Sonderbestrebungen schweigen, wo es gilt, in Liebe „der Armen zu gedenken" (Gal. 2, 9 u. 10). E B

(Pflegerhaus in Hubertusburg) Zu dem in voriger Nummer abgedruckten Aufruf sei nachträglich bemerkt, daß der Eintritt in den jetzt begonnenen Kursus noch bis zum 1. Februar ermöglicht werden kann. J N

(Kaiserfestzeitung) Zum bevorstehenden Kaisers Geburtstag ist Nr. 4 des Hülleschen Berliner Evangelischen Sonntagsblattes als Kaiserfestzeitung ausgegeben worden. Sie enthält in der Art der von uns charakterisirten Weihnachtsnummer Gedichte, Bilder, kurze Geschichtchen aus dem Kaiserhause. 12 Stück kosten 50 Pf., 25 St. 1 Mk., 50 St. 1,50 Mk., 100 St. 2,50 Mk. Zu beziehen vom Verlage des Evangelischen Vereins Berlin SW. Oranienstr. 104. P G

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen

Anzeigen

Am 1. Januar d. J. ist im Zusammenhange mit dem Hospiz der Berliner Stadtmission, Mohrenstraße 27 (am Gensdarmenmarkt), ein

Auskunftsbureau für innere Mission

eröffnet worden. Dasselbe will Auswärtigen und Einheimischen, besonders den Besuchern der Hauptstadt, Nachweis und Vermittlung bieten auf dem Gebiete christlicher Liebesthätigkeit und Auskunft geben über Arbeiten und Vereine für innere und äußere Mission innerhalb und außerhalb Berlins, sowie über Feste und Veranstaltungen für Wohlthätigkeitszwecke. Es erbietet sich auch als Annahmestelle für Armen- und Bettel-Recherchen, sowie für Liebesgaben zu wohlthätigen Zwecken.

Diese Einrichtung kommt unzweifelhaft einem vielfach empfundenen und geäußerten Bedürfnisse entgegen und wird von vielen dankbar begrüßt werden.

Alle Anstalten und Vereine der inneren Mission werden um Nachrichten und Jahresberichte gebeten.

Zur Nachricht

Um denjenigen, welche sich für die Bekämpfung des Alkoholmißbrauchs und die Rettung der Trinker interessiren, Gelegenheit zu bieten, sich mit den Grundsätzen und der Wirkungsart des in der Schweiz so schnell emporgeblühten „Mäßigkeitsvereins vom Blauen Kreuz" bekannt zu machen, ist bei mir eine Niederlage der Schriften des „Blauen Kreuzes" errichtet worden, welche alle Drucksachen des genannten Vereins sehr billig abgiebt. Besonders wird das inhaltreiche Jahrbuch (Kalender) für 1889 der Beachtung empfohlen (Preis 20 Pfg.; Jahrgang 1883—1888 zusammen gebunden 1,50 Mark.) Probeexemplare des von Pfarrer Bovet in Bern herausgegebenen ausgezeichneten "Illustrirten Arbeiterfreunds" sind aus der hiesigen Niederlage unentgeltlich zu beziehen. Ebenso wird aus derselben zum Zwecke von Vorträgen, Referaten, Aufsätzen 2c. über das „Blaue Kreuz" das erforderliche litterarische Material gratis geliefert. Gegen Einsendung von 1 Mk. (auch in Briefmarken) werden die wichtigsten Schriften des „Blauen Kreuzes" franko unter Streifband zugeschickt.

Dommitzsch bei Torgau.

Dr. Martius,
Oberpfarrer.

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig